

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

3/2000

	In eigener Sache	134
Roman Herzog	Dankesworte anlässlich der Verleihung des Humanismus-Preises	135
Ute Schmidt-Berger	Die Zunft zeigt Stärke – Presseecho zum Millennium-Kongress des DAV	138
Michael Rutz	Der Schüler als Endprodukt	146
Manfred Fuhrmann	Zu Ulrich Greiner: Die Begründungsfalle	157
Walter Wimmel	Anglo-Einfluss und Latinität	159
Helga Schmidt	Lateinunterricht und die Effizienzerwartung der Moderne	165
Gottfried Kiefner	Wolfgang Schadewaldt und ... – Rückblick auf ein Colloquium	168
	Personalien	171
	Leserforum	174
	Zeitschriftenschau	178
	Besprechungen	183
	Verschiedenes	212

Deutscher Altphilologenverband

In eigener Sache

Das vorliegende Heft ist noch einmal zum großen Teil dem Marburger „Millennium-Kongress“ des Deutschen Altphilologenverbandes gewidmet. Wir freuen uns, die in frei gehaltener Rede gesprochenen Dankesworte des Humanismus-Preisträgers, des Bundespräsidenten a. D. Roman Herzog, in autorisierter Nachschrift abdrucken zu dürfen. Großer Dank gebührt unserer Pressesprecherin, Frau Dr. Ute Ursula Schmidt-Berger, die das Medien-Echo auf den Kongress gründlich ausgewertet hat und damit zugleich eine Art Schlaglicht auf die „Akzeptanz“ des altsprachlichen Unterrichts in der Öffentlichkeit bietet. Auch den

anderen Autorinnen und Autoren der Aufsätze, Rezensionen und Leserzuschriften ist herzlich zu danken, denn durch ihre Beiträge wird aus unserer Zeitschrift ein wirkliches Forum zu den aktuellen Fragen eines modernen altsprachlichen Unterrichts. Zugleich bitten wir um Verständnis, dass wegen des begrenzten Raums manche anderen wertvollen Beiträge auf das nächste Heft verschoben werden mussten. Den in der Rubrik „Personalien“ ausgesprochenen Glückwünschen werden sich ohne Zweifel viele Leserinnen und Leser von Herzen anschließen.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

43. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. - Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes
Univ.-Prof. Dr. Friedrich *Maier*, Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Klassische Philologie, Unter den Linden 6, 10117 Berlin.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz* (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Hansjörg *Wölke*, Görresstraße 26, 12161 Berlin;
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*, Berlepschstraße 48a, 14165 Berlin.
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin.

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. - Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 25,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 7,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60.

Anzeigenverwaltung: StR Michael *Hotz*, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon, Tel. (0 80 91) 29 18.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Hauptstraße 47, 84172 Buch a. Erlbach.

Dankesworte von Roman Herzog anlässlich der Verleihung des Humanismus-Preises des Deutschen Altphilologenverbandes

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Bevor ich an alle, die es angeht, den gebührenden Dank ausspreche, möchte ich doch erzählen, was mir vor etwa einer Stunde passiert ist im Kreise der Vorstandschaft des Deutschen Altphilologenverbandes. Da ist mir diese Medaille gezeigt worden; und ich bin darauf hingewiesen worden, ich sollte sie im Ernstfall so halten, damit sie nicht auf den Boden fällt. (Anm. d. Red.: Unmittelbar vor der feierlichen Überreichung war, sehr zur Erheiterung des Publikums, die Medaille zu Boden gefallen!)

Es ist ein treffliches Beispiel, ein kleines, aber gleichwohl treffliches Beispiel für den Grundsatz, nach dem in unserem Land politische Debatten, auch moralische Debatten, geführt werden. Dieser Grundsatz lautet, und das ist ja auch wahr: Der Wegweiser braucht nicht mitzugehen.

Aber jetzt lassen Sie mich zunächst einmal danken, natürlich Ihnen, Herr Prof. Maier, dem Altphilologenverband, für die Ehrung, die Sie heute an mir verüben. Wissen Sie, wenn man Bundespräsident ist, und dann auch noch, wie das so schön heisst, Altbundespräsident, da kommen die Ehren in Massen. Es gibt viele, bei denen man sagt: Ich nehme sie an, die Leute meinen's ja gut. Und bis ich ihnen erkläre, warum ich sie nicht annehme, ist es einfacher, sie anzunehmen. Es gibt auch Ehrungen, die halt kommen wie Alterserscheinungen anderer Art auch, Orden usw. Aber es gibt immer wieder welche, von denen man sagt, entweder, ja, die hast du vielleicht verdient, oder von denen man sagt, also jedenfalls darüber freue ich mich, auch wenn sie nicht verdient sein sollten. Unter die letzte Kategorie gehört die heutige Ehrung. Verdient ist sie nicht ganz, aber sie freut mich. Lassen Sie mich das ganz deutlich sagen.

Ich bin auch durchaus noch imstande, die Worte der Urkunde – ich habe sie nicht gelesen, das muss ich zugeben, obwohl sie mir rechtzeitig

zugesandt worden ist – aber im Vorlesen zu verstehen. Denn mit meinen Sprachkenntnissen ist es so: Lateinisch und Bayerisch beherrsche ich komplett, Deutsch und Englisch gebrochen.

Nur eines, Herr Maier, ist mir nicht klar geworden, warum mein Name Herzog unübersetzt drinsteht: Sie hätten ruhig „*Duci*“ schreiben können. Das erinnert mich an einen Besuch bei einer amerikanischen Einheit irgendwo, ich glaube, es war im Hessischen. Die nannten sich selber „*The Dukes*“. Und die hatten als Wahlspruch über ihrem Bataillonswappen „*Dukes are the Best*“. Ich habe ihnen gesagt, da könnte ich ihnen nur zustimmen.

Aber jetzt im Ernst: Seien Sie herzlich bedankt. Ich habe mich darüber gefreut, ich habe mich über diesen Preis gefreut. Und wenn ich ihn vielleicht auch nicht ganz verdiene, so habe ich doch mein ganzes Leben lang versucht, nicht nur die äußerliche, sondern auch die innere Verbindung zu dem, was Sie, Herr Schröder, als „*humaniora*“ zitiert haben, zu halten.

Und Ihnen gilt natürlich der zweite, ganz besonders herzliche Dank. Dass ich Sie bei der Gelegenheit einmal wieder sehen und treffen durfte, ist ein ganz besonderer Vorzug. Dass Sie mich so über den grünen Klee gelobt haben, das hat mich auch nicht ganz überrascht. Was hätten Sie denn anders hier sagen sollen. Aber es gibt doch auch das persönliche Verhältnis wieder, das wir in diesen vergangenen Jahren zueinander gefunden haben, und es hat mich schon gefreut. – Auch die Zurückhaltung im Lob: Ich sage gelegentlich über Menschen, deren Realitätssinn, meistens politischen Realitätssinn, ich schätze: „Er steht mit allen vier Füßen auf dem Boden der Tatsachen.“ Sie haben's bei den zwei Füßen gelassen und dafür bin ich Ihnen herzlich dankbar. – Sie haben sich auch nicht darauf berufen, dass man Gedichte oder auch Reden ohne R halten müsste. Da wären Sie bei mir überhaupt nicht hingekommen!

Das, was Sie gesagt haben, und auch, wie Sie es gesagt haben, hat mich wirklich berührt, und dafür bin ich Ihnen dankbar. Das werde ich Ihnen so schnell nicht vergessen.

Sie haben an einem Punkt mich korrigiert. Infolgedessen muss ich an einem Punkt Sie korrigieren, das gehört dazu. Das liebste Theodor-Heuss-Zitat ist nicht das mit dem „Siegt mal schön“, das im übrigen gar nicht so besonders originell war. Ein langjähriger enger Mitarbeiter von Theodor Heuss, der später in der baden-württembergischen Politik selber eine erhebliche Rolle gespielt hat, hat mir einmal ein anderes Heuss-Zitat erzählt, das ich Ihnen doch nicht vorenthalten möchte. Wenn Tee- oder Kaffee-Einladung war, dann standen Kuchen, Zucker, irgendwelche Schnäpse auf dem Tisch, Tee und Kaffee. Und Theodor Heuss soll dann immer gesagt haben: „Sie sollen wissen, meine Gäste, wir werden Sie nicht sonderlich nötigen. Aber das dürfen Sie auch wissen: Was auf dem Tisch steht, das haben wir bereits verloren gegeben.“ – Das liebe ich ganz besonders.

Und nun zu dem Latein-Abitur, das mir an den Fersen haftet. Ich habe es zunächst gar nicht gewählt aus Gründen, die mit den Alten Sprachen zusammenhingen, sondern ich habe als Kultusminister vor allen Dingen von den Elternbeiräten und auch von Medienvertretern, die sich im Abitur offenbar schwer getan hatten, immer wieder gehört, welche unerhörten Strapazen und Grausamkeiten unsere Abiturienten heutzutage im Abitur erleben und durchmachen müssten. Das wollte ich mir einmal ansehen. Und eine Organisation, und sei sie auch noch so klein, können Sie immer am besten dadurch kennenlernen, dass Sie selber hineingehen. Drum wollte ich so ein Abitur mal mitschreiben.

Da muss man nun Rücksicht nehmen. Erstens auf sich selber. In den Naturwissenschaften, auch in der Mathematik, haben sich die Lehrpläne seit meiner längst vergangenen Jugend so geändert; da hätte ich nicht mithalten können. Es hätte aber auch Fächer gegeben, wo man dem Lehrer nicht hätte zumuten dürfen, die Arbeit seines Ministers zu beurteilen. Stellen Sie sich einen Deutschaufsatz vor oder eine Geschichtsarbeit oder etwas Vergleichbares.

Dann bin ich auf Latein gekommen. Ich habe damals ein Buch mit lateinischen Texten, das ich noch aus meiner Schülerzeit besitze, aufgeschlagen. Es hat sich zufällig bei dem Plinius-Brief selber aufgeklappt, der den Ausbruch des Vesuvus im Jahre 79 n. Chr. beschreibt. Diejenigen, die das schon mal gelesen haben, wissen, dass das nicht das leichteste Latein ist. Mit „*Gallia est omnis divisa in partes tres*“ kommt man da nicht durch. Aber ich war imstande, das Ding fließend zu lesen. Daraufhin habe ich mich entschlossen, das zu machen. Spätere Überlegungen waren: Das ist natürlich auch eine Demonstration für die Alten Sprachen, von denen mir, wie ich zugebe, das Lateinische sehr viel näher steht als das Griechische.

Aber das war nicht das Primäre. Ich wollte eigentlich sehen, wie ein Abitur zugeht. Und erst, als ich wieder heraußen war, habe ich begriffen, dass die Versuchsanordnung falsch war. Ein Leistungskurs in Alten Sprachen, das ist nicht ein normaler Kurs von Abiturienten. Das ist für sich schon Elite. Und die waren infolgedessen völlig unaufgeregt. Ich erinnere mich an einen langhaarigen Bärtigen, der neben mir in der Bank saß und mich immer so von der Seite anschaute. Als es dann aber losging, grinste er und sagte: „Also dann viel Erfolg!“ – Also absolute Ruhe und Gelassenheit. Und ich muss zugeben: Ich muss nicht der Überzeugung sein, dass das in jedem anderen Leistungskurs auch so der Fall gewesen wäre.

Was ich nur nicht verstanden habe, und, Herr Schröder, Sie haben es wieder aufgegriffen: wieso das anonym gewesen sein soll. Natürlich ist mein Name, wie in dem ganzen baden-württembergischen Abitur, nicht auf der Arbeit draufgestanden. Aber wenn der Lehrer bei 15 oder 16 Schülern nicht gewusst haben sollte, welche Schrift die ist, die nicht dazugehört, dann wäre er im Grunde nicht amtsfähig gewesen. Und insofern war es nicht wirklich anonym.

Es ist auch ein bisschen dumm ausgegangen. Es hat, glaub' ich, um acht Uhr oder viertel nach acht Uhr begonnen, und ich musste um neun Uhr dreißig in der Kabinettsitzung sein. Ich musste mich also etwas beeilen. Als ich mein Blatt abgab – das werde ich nie vergessen – , da war der

aufsichtsführende Lehrer völlig mit den Nerven herunter. Wie man so sagt, es sind ihm sämtliche Gesichtszüge entgleist. Er hat, wie er mir dann nachher erzählt hat, nämlich angenommen, ich hätte das Handtuch werfen müssen.

Aber nun zum Ernst: Sie wissen ja, dass ich jahrelang immer für Technik, für Ökonomie, für das Handfeste im Leben eingetreten bin, aus Gründen, die ich hier nicht erläutern will. Das will ich Ihnen gern ersparen. Aber es hat immer daneben auch eine Rolle gespielt das, was wir so gemeinhin den interkulturellen Dialog nennen.

Ich gehe von einer Welt aus, die in 20 oder 25 Jahren so aussehen wird, dass es die Nationalstaaten natürlich noch geben wird, zumindest dort, wo sie in ihren Grenzen weitgehend den Nationen entsprechen – was man für Asien und Afrika ja nicht immer behaupten kann. Ich gehe davon aus, dass es darüber aber eine neue Schicht von politischen Organisationsformen geben wird, die man heute gemeinhin als Blöcke bezeichnet und in denen sich weltanschaulich orientierte Gruppierungen zusammenfügen: eineinhalb Milliarden Chinesen, von denen man nicht mehr genau weiß: Sind sie Kommunisten oder sind sie wieder Konfuzianer? Eine Milliarde Moslems unterschiedlicher Denominationen, eine Milliarde Hindus und so weiter, daneben ein paar hundert Millionen Europäer.

Und ich gehe davon aus, dass gerade in der Zeit, in der die sogenannte Globalisierung sehr vieles im Leben der Menschen, im Leben der Völker zu vereinheitlichen sich anschickt, die Reaktion – und wir sehen sie ja allenthalben in der Welt – die Reaktion sein wird, dass die Völker sich auch wieder auf ihre Urgründe, auf die geistigen Wurzeln, aus denen sie kommen, auf die historischen Wurzeln, aus denen sie kommen, besinnen werden. In Asien sehen wir das sehr deutlich. In Afrika ist es noch weniger deutlich zu erkennen. Lateinamerika ist ein Problem besonderer Art, darüber will ich jetzt nicht sprechen. – Das ist eine Frage, meine Damen und Herren, die uns herausfordern wird.

Erstens: Wir müssen endlich damit aufhören, alles aus dem Blickwinkel des Europäers oder – sagen wir es deutlich – des weißen Mannes zu sehen und zu beurteilen. Das ist nicht nur eine

Frage des Anstands, des Respekts vor den Anderen, deren Kulturen keinen Grund haben, sich hinter der europäischen Kultur zu verstecken.

Es ist zweitens eine Frage der Klugheit, der Friedenserhaltung, weil niemand weiß, ob aus diesen neu sich konstituierenden Blöcken und ihrer Konkurrenz nicht auch Kriege – und zwar furchtbare Kriege! – entstehen werden. Die Amerikaner neigen dazu, die Frage zu bejahen. Ich neige nicht dazu, sie zu bejahen. Aber ich sage dann: Da müssen wir etwas tun; da müssen wir mit den Anderen uns zusammensetzen und mit den Anderen auch das, was uns gemeinsam ist, klarstellen und das, was uns trennt, ebenso klarstellen. Und dann die Frage stellen, ob es sich dafür lohnt, für diese Unterschiede ein paar Wasserstoffbomben zu werfen.

Und das Dritte ist, was noch viel zu wenig empfunden wird. Aber wenn Sie so viel durch die Welt reisen müssen, wie ich das in den letzten Jahren tun musste, dann empfinden Sie das ganz deutlich. Die Anderen – Moslems, Hindus, Konfuzianer – ich nenne nur wieder die drei: Die sind von ihrer Sache sehr viel mehr überzeugt. Die sind sich ihrer Sache sehr viel mehr bewusst als wir doch sehr „wischiwaschi“ gewordenen Europäer. Die werden uns fragen: Was sind die Grundlagen eurer Kultur – die ihnen ja zum großen Teil – nicht immer zu ihrem Schaden, aber zum großen Teil – übergestülpt worden ist. Und sie werden uns genau darauf abklopfen, ob wir von diesen Grundlagen etwas wissen, ob wir von ihnen noch erfasst sind, ob wir zu ihnen noch stehen, bei allen Veränderungen, die es im Lauf der Jahrhunderte gegeben hat.

Und da sind Sie bei Jerusalem, da sind Sie bei Athen, da sind Sie bei Rom. Das ist nicht alles, denn es ist auch eine Frage, wann das eigentlich in unserem Kulturkreis umgeschnappt ist: wann eigentlich der europäische Mensch begonnen hat, nicht nur aus der Antike zu leben und aus dem Christentum, aus den jüdischen Wurzeln des Christentums zu leben, sondern ab wann er begonnen hat, die Sache selber in die Hand zu nehmen und *peu à peu* über Jahrhunderte hinweg das zu werden, was wir heute sind, eine wissenschaftlich und technisch orientierte Gesellschaft. Das muss ja irgendwann einmal passiert

sein. Das lässt sich ziemlich leicht vermuten, wann das war: bei der ersten Überwindung der Scholastik. Und es hat sich in Jahrhunderten fortentwickelt.

Aber die Quellen, die Wurzeln sind dahinter, und von denen müssen wir Bescheid wissen. Das bedeutet, dass immer – jedenfalls unter denen, die erstens denken können und zweitens bereit sind zu denken – viele dabei sein müssen, die von der Antike Bescheid wissen, die auch bestimmte Dinge in ihrem Urtext lesen können, die philosophischen Fragen nachgehen können. Deswegen bin ich schon der Meinung, dass wir an dem Punkt weitermachen müssen. Nicht jeder muss Lateinisch können. Man kann romanische Sprachen auch lernen, wenn man nicht Lateinisch gelernt hat – obwohl ich aus eigener Erfahrung bekunden kann, dass es schon besser ist, wenn man diese Wurzeln hat. Man versteht seine eigene Sprache besser, wenn man eine Sprache wie die lateinische gelernt hat.

Ich bin im übrigen auch ganz sicher, dass eine intime Kenntnis des Lateinischen ein hervorragendes Denkpropädeutikum für Sozialwissenschaften ist – dieses: feste Regeln und doch immer wieder

Ausnahmen. – Bei der Naturwissenschaft des 19./20. Jahrhunderts war es anders: Da war die Mathematik die Grundlage des Denkens: feste Regeln, aber keine Ausnahme. Aber das ist vorbei. Bei der Naturwissenschaft des jetzt beginnenden Jahrhunderts – nämlich der Biologie – wird es anders sein. Da gibt es auch wieder die Ausnahmen, mit denen man rechnen muss. Im Grunde sind es die Denkstrukturen, nicht nur, die man aus der Kenntnis des Lateinischen ableiten kann; aber man kann aus der Kenntnis des Lateinischen diese Art von Denkstrukturen sehr wohl ableiten. Ich wüsste kein besseres Propädeutikum.

Sie mögen sagen, ich predige einen Rückfall zu Napoleon I., mit Latein und Mathematik. Richtig, aber das war ein kluger Mann. Der hat zwar einige Kriege zu viel geführt. Aber was er sonst getan hat, das war aller Ehren wert.

Ich hätte eigentlich nicht so lange reden sollen. Ich sehe auf die Uhr: Es beginnt halb vier Uhr zu werden. *Fugit irreparabile tempus*. Und ich werde jetzt auch fliehen. *Fugiam!* – Danke sehr!

ROMAN HERZOG,
Bundespräsident a. D.

Die Zunft zeigt Stärke

Presse-Echo zum Millennium-Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes

Das Millennium, „die Weltenstunde“ (GADAMER), bescherte den Klassischen Philologen eine ‚Gunst der Stunde‘ – in Marburg fast noch mehr als vor zwei Jahren in Heidelberg. Denn wer an der Epochenschwelle steht, blickt gleichsam janusköpfig in die Z u k u n f t und zurück. „Die europäische Elite“ müsste nach BOTHO STRAUß, so heißt es im Kontext des Kongresses, „ihrer H e r k u n f t begegnen“. Mit anderen Worten: „Rückwärts ist der Bildung Lauf“.

Einschließlich des Titels stammen diese Zitate aus den drei großen Zeitungen, deren ausführliche Artikel zum Marburger Kongress für das öffentliche Image der deutschen Klassischen Philologen am meisten ins Gewicht fallen. In der Chronologie der Artikel sind dies: die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, RHEINISCHER MERKUR und DIE ZEIT. Berichtet haben: HEIKE SCHMOLL und JOHAN SCHLOEMANN,

F.A.Z., BIRGITTA MOGGE und MICHAEL RUTZ, Rheinischer Merkur, ULRICH GREINER, Die Zeit.

Der 1. Teil des Presse-Echos gilt im Wesentlichen diesen drei bundesweit verbreiteten Zeitungen.

Der 2. Teil ist dem unbestrittenen Kongress-Star ROMAN HERZOG gewidmet. Dass der Altbundespräsident „eine Lanze für Latein“ brach (OBERHESSISCHE PRESSE am 2.5.2000), sorgte für den breitesten Widerhall in den Medien. In die Berichterstattung einbezogen wurden ebenfalls die in der Öffentlichkeit bekannten Professoren RICHARD SCHRÖDER und BASSAM TIBI. Beide Redner hatten einen besonderen Bezug zu ROMAN HERZOG, der eine durch seine Laudatio, der andere durch die Thematik seines „öffentlichen Vortrags“.

Im 3. Teil geht es um die beachtliche Resonanz auf den DAV-Kongress in der regio-

nalen Presse. Ein Titel-Beispiel für die akustisch stärkste Resonanz sei vorab genannt: „Donnerder Applaus für das Bekenntnis zu den Alten Sprachen“, so ließ sich die WETZLARER NEUE ZEITUNG am 30.4. vernehmen. Wenn außerdem in der MARBURGER NEUEN ZEITUNG vom 29.4. „Schüler für alte Sprachen“ auf dem Titelblatt Schlagzeile machen, dann „stärkt“ so viel Applaus und Akzeptanz gewiss „die Zunft“!

Die diesmal offenkundig starke Außenwirkung verdanken die Klassischen Philologen außer den Latein-Fans unter den Journalisten entscheidend auch dem Team an ihrer Verbandsspitze. Die Vorsitzenden bewährten sich – dem Pegasus-Logo gemäß – als Vorreiter! Professor Dr. FRIEDRICH MAIER und Dr. HELMUT MEIßNER – zusammen mit seiner Frau HANNE MEIßNER – haben die Öffentlichkeitsarbeit für den Marburger Kongress ein Stück weit mitgeleitet und mitgeleistet. Ohne ihr kreatives und effizientes Engagement wäre eine solche publizistische Breitenwirkung, die über die Norm üblicher Kongress-Berichterstattung weit hinausgeht, nicht denkbar gewesen. Ihnen gilt dafür besonderer Dank.

Zum 1. Teil:

Am Presse-Echo in den großen Zeitungen lässt sich der Schlüsselbegriff „Dialektik der Kulturbewegung“ festmachen. Zur Jahrtausendwende ist ein dialektischer Umschlagpunkt in Sicht: Gerade an der Schwelle zu einer neuen Ära denkt man an die alte Zeit zurück. Diese retrospektive Valenz der Millennium-Stimmung nutzt JOHAN SCHLOEMANN in seinem eingangs zitierten Titel „Ruckwärts ist der Bildung Lauf“ (F.A.Z. 3.5.). Vorwärts in die neue Zeit projiziert hingegen BIRGITTA MOGGE mit Elan die alte Römersprache, wenn sie zu ihrem DAV-Kongress-Bericht in der Überschrift formuliert: „Latein! Weil's Zukunft hat“ (RHEINISCHER MERKUR 5.5.). Mit einem Paradoxon wird die angesprochene Dialektik nun tatsächlich einmal auf den Punkt zuge-spitzt: „Blick zurück in die Zukunft“ überschreibt GESA COORDES in der FRANKFURTER RUND-SCHAU die Vorschau auf das Marburger Treffen der Altphilologen (20.4.).

Das magische Datum des Kalenders sorgt dafür, dass Antikes plötzlich wieder aktuell erscheint. Dazu das Faktum von Europas Einheit. Einerseits drängt sich im historischen Augenblick die Frage geradezu auf: Was geschah in Europa vor drei, vor zwei Jahrtausenden, vor fünfhundert Jahren? Was davon soll man hinüberretten ins dritte Jahrtausend? Wieviel Antike brauchen wir in der Internet-Ära auf einer zeitgemäßen Arche Noah, „damit wir in den Informationsfluten nicht untergehen“, wie es ZEIT-Redakteur ULRICH GREINER in seinem Marburger Festvortrag formulierte. Andererseits, um bei den Metaphern zu bleiben: Warum nicht endlich all das alte Zeug von vor 2000 Jahren über Bord werfen? – Als unnützen Ballast? Modernisten contra Traditionalisten in der jetzt besonders brisanten „*Querelle des Anciens et des Modernes*“? Der Millennium-Kairos bedeutet für die Klassischen Philologen zwar erhöhte Chance – aber auch Gefahr: „Latein droht Kahlschlag“ (MÜNCHNER MERKUR vom 31.5.), „Griechisch und Latein nur noch Exotik“ (HÖRFUNK BAYERN 5 am 9.6.) lauteten Hiobsbotschaften in den Medien kurz nach der Marburger Kongress-Euphorie. Alarmsignale: Wenn die alten Sprachen weiterleben sollen, dann gilt für ihre Lebenserhalter nach wie vor: *Ut vivant, militandum est* - in Abwandlung des Kampfrefres *Vivere militare est*.

Doch es gibt angesehene Mitstreiter in der Presse: Tradition versus Innovation bedeutet kein Entweder-Oder. Anschaulicher als im RHEINISCHEN MERKUR hätte man diese durchaus produktive Spannung zwischen Tradition und Innovation gar nicht bringen können: Auf der Titelseite der Ausgabe vom 26.5. ist die Ankündigung des Artikels von MICHAEL RUTZ „Bildung 2000“ und „das Lateinische“ direkt über dem Hauptartikel zur zukunftsorientierten Expo 2000 platziert! Zur Pointierung hätte man bei „Latein“ noch hinzusetzen können: „die Sprache des Kaisers Augustus“ vor 2 Jahrtausenden – wie in der STUTTGARTER ZEITUNG vom 19.5. in einem Artikel zum Thema „Latinum“. ULRICH GREINERS Schlusssatz in seinem ZEIT-Beitrag gilt eben dem Verhältnis zwischen Innovation und Tradition:

„Innovation ... kann nur gelingen, wenn sie zwischen dem zu Erneuernden und dem zu Bewahrenden unterscheiden kann.“

MICHAEL RUTZ und ULRICH GREINER haben das Wesentliche aus ihren Marburger Vorträgen in umfangreichen Programm-Artikeln publiziert: M. RUTZ in der erwähnten Ausgabe des RHEINISCHEN MERKUR vom 26.5. mit der Überschrift „Der Schüler als Endprodukt“ (Originalfassung des Vortrags im vorliegenden Heft), U. GREINER in der ZEIT vom 26.6. unter dem Titel „Wider das Credo von der Effizienz. Weshalb altsprachliche Bildung immer noch notwendig ist“ (Vgl. FORUM CLASSICUM 2/2000). Wie M. RUTZ hat auch U. GREINER die programmatische Verbindung zwischen „Bildung 2000“ und „Latein“ hergestellt.

Wenn es im RHEINISCHEN MERKUR auf der Titelseite heißt: „Bildung 2000: Schule muss auch lehren, die europäische Idee zu begreifen. Eine sichere Basis ist das Lateinische“, so enthält demgegenüber die Überschrift zu dem Artikel auf Seite 9 sogar noch eine Steigerung zum Superlativ: „Das Lateinische sei die sicherste Basis“ für eine Erziehung in europäischem Geist. Außerdem werden im Untertitel „die klassischen Sprachen“, das Griechische inbegriffen, vom Verfasser als „gute Lehrmeister“ apostrophiert.

„Lernt Latein!“ Mit diesem suggestiv alltierierenden Slogan verweist DIE ZEIT auf ULRICH GREINERS Grundsatzartikel: Gegen die Unwissenheit helfe altsprachliche Bildung am besten ... Ohne die Kenntnis der Antike sei Europa nicht zu haben. So exponiert der Autor eindringlich sein humanistisches Credo wider das gängige von der „Effizienz“.

Beide Redakteure laufen Sturm gegen das kurzsichtige „Nützlichkeits“- oder „Effizienz“-Denken unserer vom „Ökonomismus“ beherrschten Gesellschaft, die meint, Europa sei allein mit dem Euro zu haben. Vergleichbar ist die Stoßrichtung von HEIKE SCHMOLL in der F.A.Z. vom 2. Mai. Auch ihr geht es um die klassische Bildung als Basis für Europa, und diesem Prosetzt sie wie M. RUTZ und U. GREINER als dezidiertes Contra die Absage an den heute üblichen „Utilitarismus“ entgegen. Der Titel ihres ganzseitigen Artikels (auf S. 3) lautet programma-

tisch: „Latein und Griechisch als Grundlage der europäischen Identität. Gegen das utilitaristische Denken“.

Entscheidend neue Akzente setzt ebenfalls der zweite F.A.Z.-Bericht zum Marburger Kongress, der schon erwähnte umfangreiche Grundsatzartikel von JOHAN SCHLOEMANN im Feuilleton vom 3. Mai. Chronologisch ist es der erste Text, der wie die genannten anderen Artikel Appell-Charakter hat und zugleich entschieden den Begriff der Elite herausstellt – ähnlich wie der beachtenswerte Kongressbericht von BIRGITTA MOGGE, dem das Motto dieses Presse-Echos entlehnt ist; er erschien im RHEINISCHEN MERKUR am 5. Mai. J. SCHLOEMANN hat den bezeichnenden Untertitel für seinen Beitrag formuliert: „Auf Umwegen ins helle Herz der Antike: Die Klassischen Philologen feiern in Marburg das Ende der Bescheidenheit“. Mit dem Bewusstsein von der „Bedeutung der Antike für die kulturelle Identität Europas“ sollen wir „Klassischen Philologen“ unsere Sache vor dem breiten Publikum selbstbewusst vertreten. BIRGITTA MOGGE konstatiert ausdrücklich das „selbstbewusste“ Auftreten der Fachvertreter in der Öffentlichkeit. Im Millennium ist „*Latinum in latrinam*“ out, so beginnt sie, und sie powert zugleich in markanter *Brevitas*: „Die Zunft zeigt Stärke“. Wer entschieden auftritt, weil er seine bildungspolitische Aufgabe für wichtig hält, kann auch eher überzeugend für „Elite“ eintreten – für Anspruch, Leistung, Maßstäbe in unserer oft faden und flachen Spaßgesellschaft.

J. SCHLOEMANN verbindet dieses alt-neue Kennwort hauptsächlich mit seinem Plädoyer für klassische Bildung: Dafür lägen die Gründe „in einem Begriff, der jetzt auch in Marburg unbefangen benutzt wurde, dem der Elite“. Dass es in der Bildungsdebatte einen Ruck gebe, sei dem „Ruck-Präsidenten“ ROMAN HERZOG mitzuverdanken, der „Bildung zum Mega-Thema erklärte“ – daher wohl der Titel „Ruckwärts ist der Bildung Lauf“. In ähnlichem Sinne schreibt B. MOGGE, dass „Bildung“ und „Elite“ „aus ihrer ideologischen Zwangsjacke befreit“ seien – „ein Verdienst vor allem des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog“. Daher, so

fährt sie fort, hätten auch die Klassischen Philologen „an Ansehen zurückgewonnen“. ULRICH GREINER postuliert im Schluss-Passus seines ZEIT-Artikels *expressis verbis* eine der „alten Sprachen“ kundige „europäische Elite“.

Die Begriffe Elite und Allgemeinbildung können auch deswegen heutzutage wieder unbefangen ausgesprochen werden, weil „die Abneigung sozialdemokratischer Bildungspolitiker gegenüber den alten Sprachen allmählich nachlasse“; „sie entdecken diese als Möglichkeit des Chancenausgleichs“, des sozialen Aufstiegs für „viele Schüler aus mittleren und unteren Bildungsschichten“ – so zu lesen in der F.A.Z. am 2.5., ähnlich auch am 3.5. sowie im RHEINISCHEN MERKUR am 5.5.

Latein auf neuen Wegen: Konkret werden zwei Gymnasial-Modelle von den Journalisten vorgestellt, wie altphilologische Traditions-Hüter innovatorisch dem *Hic et Nunc* der Vereinigung Europas und der Globalisierung entsprechen können – und dies sogar in einer Vorreiterrolle!

MICHAEL RUTZ empfiehlt am Schluss seines Artikels die Schaffung eines „Europäischen Gymnasiums“, in dem das herkömmliche Humanistische Gymnasium im Hegelschen Sinne „aufgehoben“ werden könnte. In Bayern geht man schon auf diesem neuen Wege voran. RUTZ fordert entschieden „eine altsprachliche Basis“ in dieser Modellschule für „das künftige Europa“ – eine Basis, „auf der das Englische, das Französische oder auch das Spanische rasch gedeihen“.

Latein als Basis-Sprache eines Europa-Gymnasiums erweist sich durch ein in Baden-Württemberg laufendes Pionierprojekt als mehr denn eine bloße Vision. An mittlerweile 16 Gymnasien des Landes erprobt man – sehr erfolgreich – das Modell, das neuerdings schon an Grundschulen gelehrt Englisch von der 5. Klasse an parallel zu Latein zu unterrichten. Die einstige und die jetzige *Lingua franca* in simultaner Vermittlung – wenn das keinen Synergie-Effekt ergibt! Beide F.A.Z.-Artikel berichten über dieses neue Angebot positiv.

Ein Presse-Reflex zum Thema aus der Ex-DDR sei *exempli causa* angefügt: In der VOLKSTIMME Wernigerode (Magdeburg) ist am 15.6. zum „Lateinunterricht ...“ zu lesen, dass die alte Weltsprache Latein – „tote‘ Sprache?“ – in der neuen, im germanisch-romanischen Englisch fortlebe. „Wer Latein lernt, lernt eine ‚Basissprache‘“. Dieser neue Begriff, der treffender ist als derjenige der Fremdsprache, macht offenbar allgemein Schule.

Für die genannten überregionalen Zeitungen ergibt sich zum Thema DAV-Kongress und Alte Sprachen ein optimales Fazit: dies gilt für Umfang wie Inhalt der Artikel. Teilweise füllen die Texte bei entsprechend markanter Platzierung eine ganze oder fast eine ganze Seite, und sie sind im wesentlichen *pro domo* geschrieben, oder genauer: für die Erhaltung der „Fundamente des Hauses Europa“ („Warum Latein nach Europa führt“, Leserbrief von Dr. JOACHIM KLOWSKI im RHEINISCHEN MERKUR am 16.6.). Die Artikel lassen sich zum Teil geradezu als Wegweiser lesen, sie sind programmatisch, sie leisten Schützenhilfe, haben Appellcharakter – als Aufruf an die Klassischen Philologen, aus der Defensive endlich herauszukommen und offensiv „einfach den Spieß herumzudrehen: ... Wer altsprachliche Bildung abschaffen will, der muss begründen, weshalb...“, nicht der „Angeklagte“, sondern der „Ankläger“, so die *Exhortatio* ULRICH GREINERS, der aus der „Begründungsfalle“ heraushelfen will. J. SCHLOEMANN in der F.A.Z. und B. MOGGE im RHEINISCHEN MERKUR behaupten, dass die „Zunft“ den Durchbruch bereits geschafft habe: *Si non è vero, è bene trovato*. Auch Zweckoptimismus macht mobil!

Dass die Klassischen Philologen ihre Sache selbstbewusst vertreten, liegt offensichtlich auch im Interesse der Journalisten, insofern auch für sie der Fortbestand eines Bildungskanons wichtig ist: denn sollte die Basis verbindlicher Bildungsstandards immer weiter abbröckeln, so schwände die Leserschaft für anspruchsvollere Zeitungstexte im selben Maße dahin. Argumentieren Journalisten noch zusätzlich aus der Position schulisch engagierter Eltern wie ULRICH GREINER, so gewinnen ihre Ausführungen

natürlich noch eine ganz andere Wirkungsbreite.

Zum 2. Teil:

Wie vor zwei Jahren die Premiere für den Humanismus-Preis, die Auszeichnung des Altbundespräsidenten RICHARD VON WEIZSÄCKER, fand auch die Preisverleihung an seinen Amtsnachfolger ROMAN HERZOG das meiste Interesse in den Medien. Zu dem durchschlagenden Erfolg trug nach der *potestas* wohl die besondere *auctoritas* des Preisträgers gerade in der bildungspolitischen Debatte bei. Das exzeptionelle Datum des 1. Mai 2000 und der Marburger *genius loci*, dem Heidelberger durchaus vergleichbar, mögen ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

Die F.A.Z. brachte die Nachricht auf der Titelseite der Ausgabe vom 2. Mai. Aus dem Text sei stellvertretend für die Mehrheit der anderen Zeitungsartikel zitiert, die meist auch den Wortlaut der Preisbegründung in kürzeren oder längeren Auszügen enthalten. Der „Grundgedanke“ des Humanismus-Preises für den früheren Bundespräsidenten Herzog sei, so die F.A.Z., „das auf die Antike zurückgehende Ideal der Verknüpfung von geistiger Bildung und aktivem Eintreten für das Gemeinwohl, das Herzog sowohl als Richter als auch in seinem politischen Amt verwirklicht habe“. Ebenfalls am 2. Mai erschien in der FRANKFURTER RUNDSCHAU ein relativ ausführlicher Artikel zum Humanismus-Preis unter anderem mit der wichtigen Aussage des Preisträgers, der „betonte, dass man auch in einer wissenschaftlich und technisch orientierten Gesellschaft über die Antike Bescheid wissen müsse“.

Ferner brachten an demselben Tag folgende Zeitungen Meldungen zu diesem „krönenden Abschluss“ des DAV-Kongresses: Die BERLINER MORGENPOST, DIE HANNOVERSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG und die BADISCHEN NEUESTEN NACHRICHTEN, am 3.5. schlossen sich an: MAINPOST, WESTFALENPOST, WESTFALEN BLATT, ISERLOHNER KREISANZEIGER und PASSAUER NEUE PRESSE, am 4.5. die SCHWÄBISCHE ZEITUNG. (Zum Artikel im RHEINISCHEN MERKUR am 5.5. s.u.)

In der TV-HESSENSCHAU (H3) kam die Humanismus-Preisverleihung am 1. und 2.5. insgesamt viermal vor; sie war ebenfalls Thema im Kultur-Report des Hörfunks DW am 3.5. In der regionalen Presse (vgl. dazu Teil 3) steht in meist umfangreichen Artikeln der Humanist ROMAN HERZOG im Mittelpunkt. Mit Ausnahme der OBERHESSISCHEN PRESSE werden die weiteren ausführlichen Berichte der regionalen Zeitungen speziell zum Humanismus-Preis hier nur kurz erwähnt: Die MARBURGER NEUE ZEITUNG brachte einen zentral platzierten und illustrierten Aufmacher auf der Titelseite sowie einen großen Artikel am 2. 5., der die aussagekräftige Überschrift trug: „Humanismus-Preis ehrt Roman Herzog für seine Verdienste ums Gemeinwohl“. Den Bericht enthielt ebenfalls die WETZLARER NEUE ZEITUNG (Hinterländer Anzeiger) am 2.5.

Mit drei „Erfolgsnummern“ gewann der Altbundespräsident die Sympathie des Publikums und natürlich auch der Journalisten. Am 1. Mai 2000 in Marburg ROMAN HERZOG live: „Latein und Bayrisch beherrsche ich perfekt, Deutsch und Englisch gebrochen“, so zu lesen als Auftakt eines Artikels über die Preisverleihung. Es handelt sich um einen Zeitungsbeitrag zum Thema unter vielen; er sei hier herausgegriffen als ein besonders prägnantes Exempel für das bundesweite Presse-Echo. Der Artikel über ROMAN HERZOG erschien im RHEINISCHEN MERKUR am 5. Mai, an dem auch das erwähnte DAV-Kongress-Referat unter dem Motto „Latein. Weil's Zukunft hat“ („Die Zunft zeigt Stärke“) herauskam. Zweimal also „Latein“ am Europatag 2000! Der prominente Superlateiner aus Bayern hatte natürlich mit dem eingangs zitierten Bonmot „die Lacher auf seiner Seite“.

Aller guten Dinge sind drei. Über zwei weitere publikumswirksame Anekdoten des Humanisten HERZOG berichtet die OBERHESSISCHE PRESSE am 2.5. – ein Beispiel für die lokale Berichterstattung. HERZOGS „Vorliebe für Latein“ sei – so nach der bayrischen nun die schwäbische Variante – „spätestens seit seiner letzten Latein-Klausur kein Geheimnis mehr. Die schrieb er 1980 als Baden-Württembergischer Kultusminister in einem Gymnasium in Stuttgart ...“, so

hat es GABI NEUMANN launig nacherzählt, die gleich zwei Artikel zum Höhepunkt des DAV-Kongresses verfasste. Der Titel des zweiten sehr ausführlichen Presseberichts nimmt auf Herzogs brillantes Abschneiden bei eben dieser spektakulären Stuttgarter Abitur-Klausur Bezug: „Zwei halbe Fehler durch guten Stil ausgeglichen.“ Dass ein solcher Alt-Bundespräsident „eine Lanze für Latein bricht“, wie die Überschrift auf der ersten Zeitungsseite lautet (ein auch schon früher in der Presse bewährter Slogan), liegt auf der Hand. Diese wahre Anekdote kursiert auch sonst unter den Journalisten.

Bleibt als Drittes die im Audi Max der Marburger Alma Mater vom Publikum miterlebte Episode, wie bei der Preisübergabe ausgerechnet die Pegasus-Medaille des DAV zu Boden fiel – nachzulesen ebenfalls in der OBERHESSISCHEN PRESSE. Aus dem Lapsus machte der Preisträger im Handumdrehen eine Pointe, und prompt hatte er die Festversammlung wieder einmal „auf seiner Seite“.

„Die Zuneigung der Menschen besitzt er ohnehin“, heißt es lapidar im RHEINISCHEN MERKUR. Der mit dem Humanismus-Preis PRAEMIUM HUMANITATIS Ausgezeichnete lebt Humanitas im umfassenden Wortsinn vor; er mag die Menschen und sie mögen ihn: Er ist ein „Sympathie-Träger“. Eine ideale Wahl in einem entscheidenden geschichtlichen Augenblick, KALENDIS MAIS ANNO DOMINI BISMILLESIMO: Roman Herzog – *nomen est omen* –, der am 1. Mai 2000 viele *Roman*-ophile *herzog* an die Lahn und von dessen Vorbild diese Wirkung hoffentlich auch nach Marburg noch weiter ausstrahlt.

Sinnbildlich ließe sich die erwähnte Episode vom 1. Mai so deuten: Das am Boden liegende DAV-Pegasus-Ross bekam der Altbundespräsident rasch wieder in die Hand und in den Griff; und für die *Humaniora* erwies er sich in seiner anschließenden fulminanten Rede als ein *Vorreiter par excellence*.

Für die *communis opinio*, dass die Wahl des Preisträgers in besonderer Weise überzeugte, sei stellvertretend nochmals der RHEINISCHE MERKUR zitiert: „Ein Preis, wie geschaffen für den Juristen und Politiker“ ROMAN HERZOG.

„Laudator Richard Schröder, Theologe und Politiker, charakterisierte ihn als echten Vertreter des Humanismus: weil er seine Rollen gewissenhaft ausfüllt, öffentlichen Umgang mit dem freien Wort pflegt, einen Bildungskanon fordert.“

Die SCHWÄBISCHE ZEITUNG vom 4. Mai erwähnt, „dass sich Herzog gerade für „Erziehung und Bildung engagiert hat“; dies „zeigt eines seiner letzten Bücher mit dem Titel ‚Zukunft bauen. Erziehung und Bildung für das 21. Jahrhundert‘. So scheint der Humanismuspreis genau auf ihn zugeschnitten. Denn es geht dem Verband der Klassischen Philologen vor allem darum, die humanistischen ‚Bildungskräfte der Antike im geistigen Leben der Gegenwart, namentlich in der Jugenderziehung, zur Wirkung zu bringen““, wie der vielzitierte Leitsatz aus der DAV-Satzung lautet.

Ein weiteres Thema ROMAN HERZOGS war der „Dialog der Zivilisationen“. Darüber schreibt die KATHOLISCHE NACHRICHTEN-AGENTUR (KNA) Bonn am 3. Mai. Der bekannte Politologe, „der Muslim BASSAM TIBI hatte die Preisverleihung vorab begrüßt: ‚Roman Herzog war sehr aktiv im Dialog der Zivilisationen‘ ... Die Gräcisten erhielten unerwartete Schützenhilfe ... von Bassam Tibi. Für ihn ist der Humanismus der Antike und der Renaissance eine ideale Brücke zwischen den Zivilisationen. Vor allem die griechische Philosophie des Aristoteles könne dabei Wege ebnen.“ „Die Gräcisten“ hätten insgesamt in den Presseberichten noch mehr „Schützenhilfe“ bekommen können: denn gerade in unserer Tradition sind ja „die deutschen Griechen“ zentral und „beginnt Europa“, wie U. GREINER schrieb, „in Athen“. Das DEUTSCHE ALLGEMEINE SONNTAGSBLATT brachte am 5.5. ebenfalls eine Meldung zu BASSAM TIBIS Ausführungen unter dem Titel „Kritik an Kungs ‚Weltethos““.

Die Laudatio des SPD-Politikers und Berliner Theologieprofessors RICHARD SCHRÖDER wurde im KNA-Korrespondenten-Bericht thematisiert. Er habe HERZOGS Verdienste um die Vermittlung humanistischer Werte gewürdigt. Dass R. SCHRÖDER außer den beiden früheuropäischen Metropolen Athen und Rom als dritte ‚Mutterstadt‘ noch Jerusalem nannte (die mythische

„Europa war Semitin“), hätte in der Presse mehr herauskommen können, – ebenso die politische Bedeutung, die der Ost-Berliner Bürgerrechtler gerade auch den humanistischen Werten für das Gelingen der Deutschen Einheit vor zehn Jahren beimaß.

Zum 3. Teil:

„Mit ihrem Latein noch lange nicht am Ende“ ließe sich als Motto über die lokale und regionale Berichterstattung zum DAV-Millennium-Kongress schreiben (MARBURG NEWS 1.5.). Vor Ort fand (nach dem Versand von DAV-Pressemitteilungen am 6.3. und 14.4. und weiteren Presse-Informationen durch Dr. MEIßNER) am 28.4. eine Pressekonferenz des Verbands statt, bei der die Deutsche Presseagentur (dpa) vertreten war. Von dieser Konferenz gingen gerade in der Region wichtige Impulse aus; dies galt vor allem für die Statements des Vorsitzenden Prof. Dr. MAIER und seines Stellvertreters Dr. MEIßNER.

Die Marburger Zeitungsbeiträge sind, wie schon erwähnt, ausführlich und erfreulich ausgefallen. Die OBERHESSISCHE PRESSE kündigte bereits am 14.4. den Kongress in einem großen Artikel an. Im Programm-Überblick erschien es als das Wichtigste, dass „Roman Herzog den Humanismus-Preis erhält“ – so der Titel. (Die umfangreiche Berichterstattung der Zeitung am 2.5. zu diesem Kongress-Höhepunkt wurde schon im 2. Teil des Presse-Echos herangezogen.) Am 29.4. brachte das gleiche Blatt – nach dem Hinweistext auf der Titelseite: „800 Altphilologen kommen zur Tagung“ – einen fast ganzseitigen Artikel von MANFRED HITZEROTH mit der Überschrift „Spielerischer Latein-Unterricht gefällt Marburger Schülern. Bundesweite Tagung ... zur Zukunft von Griechisch und Latein“. Pfiff wie der Text hat auch das Bild: eine Collage von „peppigen Broschüren und Aufklebern“ des DAV. Überhaupt sind speziell die Marburger Redaktionen mit Pressefotos großzügig verfahren.

In einem eingerahmten Extra-Kommentar meldet sich der Journalist – sichtlich ein Latein-Fan – sogar noch persönlich zu Wort: „Mich freut“, so ist fettgedruckt zu lesen, „dass Latein auch bei jungen Schülern Begeisterung

weckt“, und seine weiteren Ausführungen könnte man gleich in eine Werbebroschüre für das „Europäische Gymnasium 2000“ aufnehmen! Den Enthusiasmus dämpft die Kollegin GABI NEUMANN (s.o.) allerdings etwas, wenn sie in ihrer Glosse am 2.5. zwischen „den begeisterten Latein-Lehrern“ und den Paukern, den Nur-Übersetzern, strikt unterscheidet.

In der MARBURGER NEUEN ZEITUNG erschien am 29.4. unter dem Titel „Griechisch und Latein sollen anschaulicher werden“ ein instruktiver Dreispalter (zum Humanismus-Preis am 2.5. s.o.). Insgesamt war der Tenor der Berichterstattung auch in dieser Lokalzeitung positiv. Die schon genannten MARBURG NEWS verbreiteten per www das ‚Neueste‘ über die „Alt“-Philologie am 30.4. und 1.5. Immerhin widmeten sie zwei ganze, detailliert informierende Internet-Seiten dem Anliegen der deutschen Latinisten und Gräzisten. Sehr erfreulich, dass unter der Überschrift „Brücke zwischen den Kulturen“ eingehend über den Vortrag von BASSAM TIBI berichtet wurde.

Der WIESBADENER KURIER teilte am 29.4. seiner Leserschaft die Essentials über den „Kongress der Altphilologen in Marburg“ in einem Zweispalter mit: „Werbung für Latein und Griechisch“ lautete der Titel. Mit „Kurz und treffend“ signalisiert ein Leserbriefschreiber seine Sympathie für lateinische *Brevitas* in der genannten Zeitung am 11.5. Das MAIN-ECHO setzte in seinem Beitrag zur „viertägigen Fachtagung“ der „Altphilologen ... in Marburg“ am 29.4. einen ebenfalls affirmativen Akzent mit der Schlagzeile „Nutzen dieser Sprachen unterschätzt“ – vielleicht um die heute so verbreiteten Vertreter eines vordergründigen „Nützlichkeits-Denkens“ etwas „nachdenklich“ zu machen (s.o. F.A.Z.-Titel zum Thema am 2.5.: „Gegen das Nützlichkeitsdenken“). Dieser Text fand noch in vier regionalen Zeitungen Verbreitung. Mit dem durch dpa lancierten Satz „Alte Sprachen sollen anschaulich werden“ machte die GIESSENER ALLGEMEINE am 4.5. auf die DAV-Tagung in einem Beitrag aufmerksam, und am massivsten fiel die Sympathie-Werbung für die *Humaniora* in der erwähnten WETZLARER NEUEN ZEITUNG am 30.4.

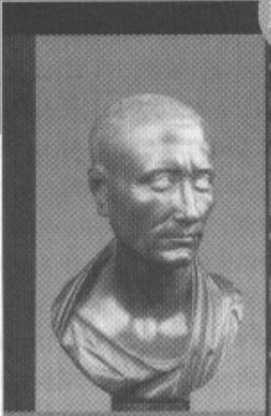
aus: Eine in größtmöglichen Lettern gedruckte Schlagzeile wie „Donnernder Applaus für das Bekenntnis zu den alten Sprachen“ hätte man sich nicht nur für den ‚Hinterländer Anzeiger‘ gewünscht!

Mit dem griffigen Titel „Latein online“ (ein gelungener Reim) widmete HERMANN SCHULZE-BERNDT dem DAV-Kongress am 3.5. eine ganze Seite in der Ausgabe Nr.165 der KATHOLISCHEN NACHRICHTENAGENTUR. Auch der flott formulierte Einstieg tut gut: „Da soll noch einer sagen, Latein- und Griechisch-Lehrer seien altmodisch. In Marburg jedenfalls bewiesen zumindest 500 von ihnen das Gegenteil.“ Den KNA-„Latein online“-Text brachten die WESTFÄLISCHEN NACHRICHTEN (Münster) und neun weitere Zeitungen im Umkreis am 3.5. unter der Schlagzeile „Latein im Internet“ (*Variatio delectat!*) mit dem Untertitel „Altphilologen mit neuen Ideen“. Dass das Stichwort „Internet“ auch sonst magisch wirkt –

gerade in der Dialektik zur „Antike“ – hat Observer Media Intelligence (ein Medienauswertungs-Unternehmen) ‚beobachtet‘: Im Summary für den Kultur-Report im Hörfunk DW am 3.5. (s.o.) zum DAV-Kongress heißt es: „die fächer latein und griechisch werden durch das internet wiederbelebt ...“ Und tröstlich und ermunternd für die Vertreter der antiken Kultur lautet das Resümee: „cultura non est ‚obsolet““.

Die Antike kann nach ULRICH GREINER nicht veralten, sondern nur vergessen werden. Deshalb „sollten... die Kundigen“ – so RICHARD SCHRÖDER – „sozusagen in Rufweite zu erreichen sein“ und an das Vergangene *erinnern*. Nicht *Lethe*, sondern *Mnemosyne* ist die Mutter der Musen. Sie verkörpern, wie wir wissen, die schöpferischen Kräfte der Antike.

UTE URSULA SCHMIDT-BERGER,
Leutkirch im Allgäu
Pressesprecherin des DAV



**Caesar:
De bello Gallico**

Schöningh

Neu

SCRIPTA LATINA

Caesar: De bello Gallico

Der **Textauswahl** liegen die Ausgaben C. Iulii Caesaris commentarii rerum gestarum Vol. I, bellum Gallicum von W. Hering/Leipzig 1987 und O. Seel/Leipzig 1968 zu Grunde. Für jedes Buch gesondert aufgeführt erscheint ein Anhang mit **Arbeitsaufträgen und Fragen**.
Zu verschiedenen Textabschnitten sind **Begleittexte** angefügt, die die Inhalte des Caesar-Textes vertiefen und die Sachverhalte in einen größeren Zusammenhang stellen. Außerdem enthält die Ausgabe eine ausführliche **Einleitung** zum Verständnis von Autor, Werk und historischem Hintergrund, ein **Eigennamenverzeichnis**, eine Übersicht über **Zahlwörter, Literaturhinweise, Bild- und Kartenmaterial**.

Schülerband	227 S., kart., DM 24,90 Best.-Nr.: 10 900 6
Lehrerband	80 S., kart., DM 16,90 Best.-Nr.: 10 910 3

Informationen zum Nulltarif:
 08 00 / 1 81 87 87
 E-Mail: info@schoeningh.de
 Internet: <http://www.schoeningh.de>

Postanschrift:
 Verlag Ferdinand Schöningh GmbH
 Postfach 25 40 · 33055 Paderborn

Schöningh

Fordern Sie unsere Informationsbroschüre an!

Der Schüler als Endprodukt

Menschenbildung und klassische Sprachen in der bildungspolitischen Landschaft

Ein Rückblick

Die Bearbeitung eines solchen Themas beginnt wohl stets mit dem Blick auf die schulische Gegenwart der Kinder und in die eigene Vergangenheit: Meine Lehrer im oberfränkischen Coburg haben sich redlich bemüht, ein anständiges Produkt zu erzeugen: Haltbar und wetterfest. Wenn eine Schule auf sich hält und auf ihren Ruf, ihre Tradition, dann ist das Bemühen doppelt.

Das gilt erst recht, wenn es sich um ein humanistisches Gymnasium handelt. Plötzlich steht man als kleiner Wicht im wuchtigen Zusammenhang des ganzen Abendlandes. Und wir haben uns auch deshalb selbstbewusst durch die Schullandschaft bewegt, weil Goethes Vater ein Eleve unserer Schule war.

Also haben sie uns beigebracht, was der Lehrplan befahl – und mehr als das: Wir haben die Landschaften der Geschichte, der Literatur, der Mathematik und anderer Naturwissenschaften durchschritten, haben Sprachen gelernt: Englisch, Französisch. Aber eben auch solche, von denen es heißt, sie seien tot, was fürs Griechische vielleicht gelten mag. Aber kaum eine Sprache blieb mir lebendiger als das Lateinische, die wir – betrachten wir unsere deutsche Sprachpraxis genau – jeden Tag anwenden.

Wir haben musiziert, wir haben sogar – ganz moderat, es sollte in der bayerischen Provinz nichts übertrieben werden – angesichts der 68er-Unruhen auch politisch debattiert.

Die Summe: Ich erinnere mich großartiger Leistungen der Lehrer, gemessen am Wissen, am Einsatz und an den pädagogischen Fähigkeiten in der Sache. Unsere Lehrer haben alles getan, um uns solides Wissen mitzugeben.

Über die Qualität dieses kollektiven Erziehungsprozesses lässt sich nicht klagen – es sei denn, ich wollte selbstkritisch hinzufügen, daß Schüler dem ernsthaften Bemühen ihrer Lehrer für gewöhnlich – und heute wie damals – nicht mit adäquatem Ernst gegenüberreten, und so war es auch bei uns.

Und dennoch: Am Ende der Schulzeit wussten wir viel mehr als zuvor. Wir haben an den Universitäten Fakten daraufgehäuft, und heute können wir auf einen Fundus gesicherten Wissens blicken, vor allem aber auf die Fähigkeit zur Orientierung. Wenig gibt es, von dem wir nicht ungefähr wüssten, wo es steht. Auch das ist das lebenspraktische Resultat der Wissensvermittlung, und diese Orientierungsfähigkeit ist nicht gering zu achten.

Man muss lesen und schreiben können, sich verständigen und orientieren, sich versorgen und ernähren, wenn man in den gegebenen Verhältnissen bestehen will.

Erziehung als Kompensation

Aber: Ein aus vielerlei Gründen vernachlässigtes Hauptziel der Erziehung ist eben auch, den jungen Menschen in seinen persönlichen Eigenschaften auszuformen, damit eine Persönlichkeit aus ihm werde. Wir müssen wollen (und denen, die dazu berufen sind: Eltern oder Pädagogen beispielsweise, auch die Chance und die Zeit dazu geben): in den jungen Menschen die sozialen Fähigkeiten zu entwickeln, mit deren Hilfe sie von der Gesellschaft profitieren und die Gesellschaft, die ja Gemeinschaft ist, von ihnen profitiert. Jeder hat, was das anlangt, andere Defizite. Erziehung ist also ein kompensatorischer Prozess.

Sein Ziel ist es, die unspezialisierten und daher auf Entwicklung angewiesenen Menschen an die jeweiligen Verhältnisse anzupassen. Es geht darum, ihnen das Angebot zu machen, nicht nur im Sachwissen, sondern auch hinsichtlich aller erstrebenswerten Eigenschaften die persönlichen Lücken auszufüllen, so gut das eben möglich ist.

Aber: Es geht auch um Ausgleich, wenn aus Tugend eine Untugend zu werden droht: Freiheitsstreben darf nicht umschlagen in Beliebigkeit, Eigenständigkeit nicht in Egoismus, Gerechtigkeitssinn nicht in Selbstgerechtigkeit, Muße nicht in Schlendrian, Ordnungsliebe darf

nicht umschlagen in Ordnungszwang, Erwerbsstreben nicht in soziale Rücksichtslosigkeit.

Es ist beim Einzelnen wie in der Gesamtheit der Menschen. Um in sich ruhen zu können, braucht ein System die Ausgewogenheit einwirkender Kräfte, weshalb zur Erziehung die Vermittlung der Einsicht gehört, dass man auch bei Institutionen gegenhalten muss: Versorgungsstaat braucht dennoch Eigeninitiative; der Markt braucht die Sozialbindung; die ideale Familie braucht dennoch die Rechte des Einzelnen und die der Gemeinschaft; Presse-, Forschungs- und Kunstfreiheit muss dennoch auf Persönlichkeit, auf Ehrfurcht vor dem Leben und die Schranken der Scham achten.

Es ist eben die alte aristotelische Einsicht: Dem Menschen bekömmlich ist der mittlere Weg zwischen zwei unbekömmlichen Übertreibungen. Diese Mitte liegt nicht immer an derselben Stelle. Also: Erziehung – wozu?

Und obwohl den Lehrern, Eltern und Schülern immer neue Früchte der bildungspolitischen Debatte um die Ohren fliegen, neue Curricula und Stundentafeln: Lehrpläne beantworten das nicht. Erziehung lässt sich eben nicht ständig neu erfinden. Nötig sind eigenes Augenmaß, Vernunft, eigene Herzensbildung – und selbst wenn alle unsere Lehrer darüber verfügten und die Schüler es auch zu schätzen wüssten: Erziehung wäre auch dann nichts Einfaches.

Der Ursprung der Pädagogik

Worum es geht, ist im Konstrukt der vorchristlichen griechischen Theologie ja in der Sage von Prometheus schön erzählt, des Urvaters der Pädagogen. Sie erinnern sich, wie die Pädagogik angeblich ihren Gegenstand erhielt. Ich lese vor:

„So war nun die Welt geschaffen. Himmel und Erde hatten darin ein festes Gefüge, und das Meer war in seine Ufer gewiesen. In fröhlichem Gewimmel bevölkerte allerlei Getier den Erdraum; in den Wellen tummelten sich die Fische, in den Lüften die Vögel, und über den Erdboden hin eilten leichtfüßige Tiere aller Art. Aber noch fehlte es an dem Geschöpfe, das berufen war, mit seinem Geiste die weite Welt zu beherrschen.

Da betrat Prometheus die Erde. Er war ein Urenkel des Uranos, des Himmelsgottes, und Sohn des Titanen Japetos, dessen Geschlecht einst durch Zeus entthront und in den Tartaros verbannt worden war. Prometheus, der seines Vaters erfindungsreiche Klugheit geerbt hatte, wusste von dem göttlichen Samen, der im Boden ruht. Er nahm Erdenton und formte aus ihm nach dem Ebenbilde der Götter eine Gestalt. In die Brust schloss er ihr gute wie böse Eigenschaften ein, die er den Seelen aller Lebewesen dieser Erde entnommen hatte, und formte daraus die menschliche Seele. Die Göttin Pallas Athene, seine himmlische Freundin, die sein Werk mit Bewunderung betrachtete, blies dem beseelten Erdenkloß ihren Atem ein und gab dem Menschen damit den Geist. So entstanden die ersten Menschen.“

Und nun wird es pädagogisch: „Gar bald füllten sie in unendlicher Vielzahl das Erdenrund. Doch was nützte ihnen der herrliche Bau ihrer Glieder, was der göttliche Funke, wenn sie nicht die himmlischen Gaben wohl zu verwenden verstanden? Sie lebten wie im Traume dahin, denn nicht des Gehörs noch des Gesichts wussten sie sich zu bedienen. Ohne Plan war, was sie taten, denn was ahnten sie vom Lauf der Sterne, was von den Jahreszeiten, was von der Kunst des Häuserbauens? Und was wussten sie von der segensreichen Macht des Feuers?

Da wurde nun Prometheus zum Lehrmeister seiner Geschöpfe: er lehrte sie den rechten Gebrauch aller Gaben der Himmlischen, lehrte sie sehen und hören, nach dem Wandel der Gestirne den Tag einteilen und den Jahresablauf in der ewig wechselnden Schönheit seiner Zeiten erleben. Nun lernten sie, sich die Tiere zu dienstbaren Helfern zu machen und mit Schiffen das Meer zu befahren. Sie verstanden, Steine und Ziegel zu bereiten, das Holz zu behauen und feste Häuser zu errichten.“

Soweit der erste Teil der Sage von Prometheus, dessen Nachfolger die Lehrer insoweit sind.

Wenn wir all das können, wenn junge Menschen mit solchen Fähigkeiten entlassen werden, dann ist das eine ganze Menge. „Er lehrte sie den rechten Gebrauch aller Gaben der Himmlischen, lehrte sie sehen und hören, nach dem Wandel der

Gestirne den Tag einteilen und den Jahresablauf in der ewig wechselnden Schönheit seiner Zeiten erleben“ – die Menschen wussten also nicht nur um das Nützliche, sondern auch um das Gute und Schöne.

Nur: Das Böse wussten sie noch nicht. Sie wussten nichts davon, dass der Beginn einer Ordnung immer auch Macht bedeutet, dass der Versuch, Gerechtigkeit herzustellen, Egoismen nicht fernhält und Herrschsucht, ja, sie oftmals geradezu provoziert. Dass die Einrichtung von Institutionen auch ihren Missbrauch ermöglicht.

Der Schüler als Endprodukt – es kommt auch darauf an, ihm zu zeigen,

- dass gilt: was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu,
- dass viele gute Dinge auch eine schlechte Seite haben,
- dass manch gutes Ding nur zu hohem Preis zu erhalten ist,
- dass List und Tücke am Ende zurückschlagen auf den, der sie anwendet. Und
- dass – wie immer man es mit seinem Gott hält – man die Hoffnung nicht aufgeben darf, auch wenn man meint, sie sei einem vorenthalten.

Das ist die Lehre des zweiten Teils der Prometheus-Sage. Alles hatten die Menschen, aber eines fehlte ihnen: das Feuer. Die Götter hatten Gründe, den Menschen das Feuer zu versagen. Aber Prometheus bedient sich einer List.

„Er näherte sich mit einem leicht entzündbaren Riesenhalm dem vorüberfahrenden Wagen des Sonnengottes Helios, entnahm ihm den Feuerbrand und eilte mit dieser Fackel zur Erde, den Menschen das Feuer zu bringen. Allüberall flammten die Holzstöße auf: Der Mensch besaß jetzt die wohlthätige, segensreiche Kraft des Feuers.

Zeus aber, den Weltenbeherrscher, schmerzte es, das Menschengeschlecht nun mit solcher Gabe ausgestattet zu sehen. Sogleich sandte er ihnen ein schlimmes Übel, um die Macht der Menschen zu begrenzen. Er führte eine wunderschöne Jungfrau unter sie, die von Hephaistos, dem Gott des Feuers und der Schmiedekunst, geschaffen und von allen Göttern mit einer unheilbringenden

Gabe beschenkt worden war: Pandora, die Allbeschenkte, hieß sie, die nun unter die arglosen Menschen trat und sich von ihnen bewundern ließ. Nichts Böses ahnend, nahm Epimetheus trotz der Warnung seines Bruder Prometheus ihr Geschenk, eine schöne Büchse, an. Wie schwer sollte sich seine Gutgläubigkeit für alle Menschen rächen! Denn kaum wurde der Deckel von Pandoras Büchse zurückgeschlagen, da entflogen dieser alle Krankheiten, Übel und Schmerzen und verbreiteten sich mit Blitzeseile über die Menschen im Erdenrund, die bisher frei von Beschwerden und Krankheiten gelebt hatten. So strafte Zeus des Prometheus Raub.“

Sie kennen das Ende: Prometheus wurde zur Strafe von den Knechten des Zeus in die Einöde des Kaukasus geschleppt und über einem Felsengrund angeschmiedet, seine Leber den Adlern zum Fraße. Jahrhunderte dauerte seine Pein, ehe Herakles ihn, auf der Fahrt nach den Äpfeln der Hesperiden, schließlich befreite – selbst die Hoffnung, die in der Büchse der Pandora steckenblieb, kommt so noch zu ihrem Recht.

Wir lernen aus der Sage auch, wie eng doch Maß und Klugheit miteinander verbunden sind, wie eng Gerechtigkeit und Tapferkeit. Vor allem aber: Dass manche schwere Entscheidung – und die, den Göttern das Feuer zu rauben, war angesichts zu fürchtender Konsequenzen gewiss keine leichte – nicht gesinnungsethisch, sondern nur verantwortungsethisch zu treffen ist und also nicht einfach Wissen, sondern Maßstäbe voraussetzt.

Man muss auch den Mut haben, andere – ich wage erneut die Prometheus-Analogie – zu befeuern, ihnen Ideen, Lebensziele, Lebensmut, ihnen Schwung und Selbstverantwortung einzubrennen, wenn man auch die Nebenwirkungen nicht immer abschätzen kann.

Kultur = Sprache + Religion

Bildung ist also viel mehr als „Vielwissen“, es geht auch nicht nur um ethische Maßstäbe: Bilden heißt, auch vom Wahren, Guten und Schönen zu reden, auch vom Glauben an eine Kraft diesseits des Menschenmöglichen, an Hoffnung und Liebe. Und eine Kultur insgesamt

wird durch ein Ethos geprägt, das sich in Sprache vermittelt, aber eben auch durch mehr: nämlich durch ihre Religion, und wo ließe sich das deutlicher nachsehen als im abendländisch-christlichen Kulturkreis.

Wir sind damit bei einer anderen bedrohten Spezies des Fächerkanons, die beiträgt zur Herausbildung des Menschlichen im Menschen, die sich um seine guten Eigenschaften kümmert: dem Religionsunterricht. An gute Religionslehrer erinnert man sich gerne – weil guter Religionsunterricht auch immer Philosophieunterricht ist. Man muss ja nicht tiefreligiös sein, um zu begreifen, dass dort Offenheit und Toleranz gepredigt werden. Dass Religion Werte verbindlich macht, ohne die eine Gesellschaft mitmenschlicher Vernunft nicht denkbar ist: Das Tötungsverbot beispielsweise, die Mahnung zur Einhaltung der Menschenwürde, die Verpflichtung zur Wahrheit – und so fort. Und so geben die zehn Gebote – die so oder ähnlich alle Religionen kennen – einen Maßstab respektvollen Neben- oder Miteinanderlebens ab. Und übrigens eine immer wieder brauchbare Orientierung für den eigenen Abstand zum Ideal.

Mehr noch: Religion bearbeitet, darauf hat FRANZ XAVER KAUFMANN hingewiesen, die Probleme des menschlichen Zusammenlebens, jede Gesellschaft muss daran interessiert sein, nämlich:

- die Probleme der menschlichen Angstbewältigung, der Affektbindung und der Sicherung von Identität,
- das Problem der Handlungsführung im Außeralltäglichen, für das Religionen Rituale oder ethische Weisungen entwickeln,
- das Problem der Bewältigung von Kontingenzerfahrungen (von Unrecht, Leid und Schicksalsschlägen), letztlich von Daseinsbedingungen, die der menschlichen Verfügbarkeit entzogen erscheinen,
- das Problem der Legitimation von Gemeinschaftsbildung und sozialer Integration,
- das Problem der „Kosmisierung von Welt“, der Erklärung und Begründung von Welt aus einem einheitlichen Prinzip heraus,
- das Problem der Distanzierung von gegebenen politischen oder Sozialverhältnissen, der

Ermöglichung von Widerstand und Protest gegen einen als ungerecht und unmoralisch empfundenen Gesellschaftszustand.

Auf all das ist eine Gesellschaft angewiesen, weshalb ich nicht verstehe, warum in Teilen unseres Landes mit solcher Erbitterung um den Erhalt oder die Wiedereinführung des Religionsunterrichts an staatlichen Schulen gekämpft werden muss.

Für eine seelische Stabilität

Maßstäbe jenseits des nützlichen Wissens geben einer Persönlichkeit Halt. Sie machen es leichter, Zeiten seelischer Instabilität zu überstehen, die Kindheit und Jugend mit sich bringen. Wem überzeugend vorgelebt worden ist – in der Familie, in der Schule oder in anderen Zusammenhängen – dass es sich lohnt, anderen Zielen nachzustreben als nur materieller Befriedigung, der wird ruhiger und nachdenklicher durchs Leben gehen. Wem Zuneigung und Verständnis, wem Hilfe angeboten wird in der Schule und Liebe in der Familie, der wird ein anderes Sozialverhalten an den Tag legen als einer, der sich ausgestoßen fühlen muss. Wer in vielfältige Aktivitäten hineingezogen ist jenseits des Leistungsdrucks, nämlich in Kunst und Musik, in Sport und Natur, dessen Gemeinschaftssinn wird sich entwickeln. Anders hingegen der, der nach der Schule nur für Fernsehen und Computerspiele lebt.

Dass junge Leute, denen Zuneigung und Gefordertsein vorenthalten werden, nach Ersatzbefriedigungen suchen, ist nachvollziehbar. Für den einen ersetzen Süßigkeiten Zärtlichkeit. Der andere beginnt zu stehlen. Der nächste verübt Gewalt. Das Kind glaubt, ein gutes Recht auf alle Schadenersatzhandlungen zu haben: Eltern kaufen sich frei von ihrer Schuld, und dennoch: Kinder fühlen sich um ihr eigenes Leben betrogen. Sie lassen die Eltern das spüren. Später machen sie den Elternnachfolger verantwortlich, die Gesellschaft. Dann fühlen sie sich von der Gesellschaft betrogen um ihr Leben, halten sich schadlos an ihr, man bestraft sie, rächt sich. Die Hemmungen gegenüber der Gewaltausübung nehmen ab, Sachen und Menschen als Gegenstand der Gewaltkriminalität

verändern ihren Stellenwert. Und das geschieht umso leichter auch in einem gesellschaftlichen Fortschritt, der den Menschen zum Herrn des Genoms, also einer neuen Schöpfung werden lässt – und in dem zugleich aber eine Bioethik-Konvention europaweit nicht zustande kommt. Wo menschliches Leben aber seriell produziert werden kann, dort wird der Respekt davor abnehmen.

Deshalb ist es so wichtig, nicht eine Sache nur um ihrer selbst willen zu tun, sondern bei allem nach dem Prinzip, dem Grund, nach dem Sinn zu fragen. Deshalb ist es so wichtig, neben dem Faktenwissen Haltungen zu vermitteln und Werte.

Die pädagogische Realität

Und: Deshalb haben es die Schulen und die Lehrer heute so schwer. Man hat den Leuten ja eingeredet, am besten lebte es sich in einer Gesellschaft, in der alle gleich seien. Verstanden haben die Menschen, dies müsse eine Gleichheit im Ergebnis meinen und nicht eine solche der Chancen. Man hat den Menschen auch eingeredet, alles sei machbar. Man hat ihnen erlaubt zu glauben, das eigene Leben könne schadlos nach dem Lust-Prinzip gestaltet werden. Und was die Zukunft betrifft, werde sowieso alles schlechter. JOSEF KRAUS hat das das „schulpolitische Bermuda-Viereck“ genannt, aus dem heraus Lehrer heute operieren müssten.

Die Gleichheitsutopie führt zur Ansicht, jeder sei jedenfalls so begabt, dass er das Abitur schaffen könne. Wenn man diese Annahme bildungspolitisch akzeptiert, kann das nur dazu führen, den Weg zum Abitur so zu erleichtern, dass die bildungspolitische Ausgangsvoraussetzung bestätigt wird. Wenn das Abitur aber weiterhin definiert wird als einziger Befähigungsnachweis zum Studium, muss folglich jeder Abiturient annehmen, im Studium liege sein berufliches Heil, und: er sei auch unbedingt studierfähig. Und deshalb sieht die deutsche Massenuniversität auch so aus, wie sie aussieht. Und deshalb – um vom anderen Ende des Bildungssystems zu reden – ist die Hauptschule in Gefahr, zur Restschule zu verkommen.

Zwischen solchen Pflöcken im Bildungswesen müssen Persönlichkeitsentfaltung, Realitätssinn,

Anstrengungsbereitschaft und Lebensfreude ja verlorengehen. Um zum KRAUS'schen schulpolitischen Bermuda-Viereck zurückzukommen: Gleichheitsutopien fördern Persönlichkeitsentfaltung eben nicht, die Machbarkeitsideologie verhindert Realitätssinn, das Lust-Prinzip lässt Anstrengungsbereitschaft nicht aufkommen und Weltuntergangsprophetiezerstörungen zerstören die Lebensfreude. Und es nimmt also nicht wunder, dass die ganze bildungspolitische Debatte der letzten Jahrzehnte das Ergebnis hervorgebracht hat, das abzuwenden sie angetreten war – aber Ideologien gehen eben meistens schief, wenn es manchmal auch lange dauert.

Insofern ist es kein Zufall: 35 Jahre nach Pichts „Bildungskatastrophe“ haben wir wieder ähnliche Verhältnisse. Gewiss war die Abiturientenquote von sieben Prozent damals zu wenig, um die Ressource Bildung optimal auszuschöpfen. Heute aber, im um die Gesamtschule bereicherten Bildungssystem, erwerben bis zu 40 Prozent eines Jahrgangs die Studienberechtigung. Das Ergebnis ist eine

- Überlastung der Hochschulen, sind
- unverantwortlich hohe Abbrecherquoten und
- Enttäuschung, Frustration, Vergeudung von Lernjahren.

Ein Drittel der Studierenden erreicht keinen Abschluss, 150.000 junge Akademiker finden keine Anstellung, ein Viertel der Jungakademiker wird unterhalb der Meisterebene entlohnt.

Das Ergebnis ist auch in jenen Fakten zu besichtigen, die HUBERT MARKL neulich beklagte:

- Schulabgänger mit Abschlusszeugnissen, die dennoch nicht richtig schreiben und rechnen können,
- Abiturienten, denen eine allgemeine Hochschulreife für jedes beliebige Studienfach bescheinigt wird, die aber selbst an harmlosen Klausuranforderungen der ersten Semester scheitern,
- Studenten, die in bestimmten Fächern die Hochschule nach einem Jahrzehnt zielloser Studien ohne Abschluss verlassen, oder die es aus Anhänglichkeit an freie Sozialleistungen selbst dann nicht tun,
- Hochschullehrer, die sich um Studenten, die nicht ernsthaft studieren, auch nicht ernsthaft kümmern.

Inmitten solcher Zustände reden wir dann darüber, die Gymnasialzeit bundesweit auf 12 Jahre zu verkürzen, obwohl wir genau wissen, dass die Intensivierung des Unterrichts und der Erziehung der angezeigte Weg wäre. 12 Jahre Gymnasium – das ist nur durch eine Verengung der Bildungsvermittlung möglich – da wird rigoros gestrichen, wo das unmittelbar Nützliche nicht sofort augenscheinlich ist. Das ist dann dort, wo ein Ansatz zur Herzensbildung wäre, zur Ausbildung der Persönlichkeit: Eine Schule nur mit einem Minimum an Musik oder an Kunstunterricht, an Religion, vielleicht auch eine Schule ohne zweite Fremdsprache als Pflicht.

Selbst in Bayern gehen sie jetzt daran, zur gymnasialen Mindestschule vorzustoßen. Ich wünschte mir, die Kultuspolitiker legten nicht Hand an das humanistische Gymnasium, Latein würde nicht reduziert – ausgerechnet *L a t e i n*, dem wir als Mutter aller Sprachen so viel verdanken und das als Bildungsschatz und systematische Denkschule so große Verdienste hat. Und das Hauptverdienst steht im Kongressthema: Latein ist es, das die schöpferischen Kräfte der Antike für uns gehoben hat.

Latein und seine Vorzüge

In diesem Kreis die Vorzüge des Lateinischen zu preisen, hieße Eulen nach Athen zu tragen.

Aber feststellen möchte ich doch, dass es gerade in diesen Zeiten notwendig wäre, das Gegenteil dessen zu tun, was beabsichtigt ist: Man muss die Kenntnis dieser Basissprache ausweiten – und daran muss gerade jenen gelegen sein, die junge Menschen für eine moderne, mobile und globale Gesellschaft befähigen wollen. Denn es ist ja wahr:

- Selbst Neuphilologen erkennen an, dass es sich um ein für ihre Sprachen höchst nützliches gymnasiales Basisfach handelt, das seine Vorteile am besten nicht als zweite Fremdsprache, sondern vom Gymnasiums-Start weg ausspielt.
- Latein vermittelt die Tugenden der Zielstrebigkeit, des Konzentrationsvermögens, es lehrt logisches Denken: All das hilft in allen anderen Fächern - und später im Leben.
- Latein ist die Sprache, die hinführt zu jenen Wurzeln, die unsere europäische Gegenwart

im Geistesleben oder in den Künsten am meisten belebt haben.

- Latein: Auf dieser Schiene hat sich auch das griechische Erbe in Europa verbreitet.

CLEMENS ZINTZEN hat in einem schönen Aufsatz in der Silvesterausgabe des „Rheinischen Merkur“ im Rahmen einer Beilage über die Wiederentdeckung der Wurzeln Europas – die eben auch als Buch erschien – in drei Punkten dieses griechische Erbe skizziert:

Erstens: die Ausprägung des theoretischen Denkens – hatten die Griechen doch die Zufälligkeit menschlicher Wahrnehmung und die daraus folgende Erkenntnis auf einen festen Boden gesetzt – auf den Boden der Erkenntnis mittels der dem Menschen gegebenen Vernunft, sie nannten diese Art der Betrachtung „*theoria*“. Wer so denkt, kann eben in Naturwissenschaft und Philosophie, aber auch auf dem Felde der praktischen Politik den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis empfinden und formulieren und die Schlüsse daraus ziehen.

Zweiter Punkt griechischen Erbes: Das Denken zwischen Ursprung und Ziel. Theorie, sagt EPIKUR, geht immer auf Ursprünge zurück („*archai*“). Die alten Griechen haben nach dem Ursprung des Universums geforscht, nach seinen Bausteinen. ANAXIMENES nennt die Luft, THALES das Wasser, HERAKLIT das Feuer, DEMOKRIT die Atome, ANAXAGORAS den Geist („*nous*“). Und was das Ziel anlangt: Wohin strebt menschliches Leben? In dieser teleologischen Frage kreuzen sich Theologie und Philosophie.

Drittens: Griechisches Erbe ist das zyklische Weltbild, der Kreis von Anfang bis Ende, von *Arche* bis *Telos*. PLATON lässt seine Metaphysik in einem Kreislauf beginnen, der in der geistigen Welt seinen Ursprung nimmt, die irdische Welt durchmisst und im Überirdischen endet, im „*hyperouranios topos*“ der Götter und Ideen.

Und das passt noch heute in einen Denkkanon, der Anfang und Ende zu verbinden weiß und so Kontinuität und Zusammenhang schafft, und dessen Kreislaufgedanke uns vielfach beeindruckt hat. Als Beispiel dafür zitiert ZINTZEN den schönen Satz des AUGUSTINUS am Beginn seiner „*confessiones*“, der den Kreislauf der menschlichen Existenz umgreift: „Für Dich,

Gott, hast Du uns erschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir.“

Das alles, meine Damen und Herren, können die alten Sprachen uns geben: Einsicht in so vieles, was immer notwendig ist und heute erst recht, sie können antworten auf die Frage: Erziehung – wozu? Erziehung wozu – gewiss muss es auch darum gehen, unseren geschichtlichen Hintergrund zu begreifen.

Der geschichtliche Hintergrund

Das ist vor allem, wenn wir uns die politische Landkarte der Gegenwart anschauen, auch die Antwort auf die Frage nach der Tradition zivilisierten staatspolitischen Denkens. Denn die Römer haben ja nicht einfach die etruskische Stadtsiedlung am Tiber fortgeführt, sie nahmen nach der Vertreibung des Tarquinius Superbus eine Staatsgründung in Angriff, und auch die dachten sie nicht einfach für sich, sondern versahen sie mit großem Sendungsbewusstsein. „...*imperium sine fine dedi*“, „ein Reich ohne Grenzen habe ich gegeben“, sagt Jupiter zu Venus, der Schutzherrin des Aeneas, der nach Latium gelangen wird und dessen Nachkommen ihre Herrschaft in Rom begründen werden.

Die Prinzipien dieses grenzenlosen Reiches haben seither Bewunderer und Nachahmer gefunden, und viel Besseres ist auch uns nicht eingefallen. ORTEGA Y GASSET schreibt in seinem Essay „Über das römische Imperium“: „Die politische Geschichte Roms bis Julius Caesar ... strömt aus dem Inneren der Römer wie das Wasser aus der Quelle“, ihre Staatskonzeption war Leuchtturm nicht nur der Vergangenheit, sondern prägt auch das Verständnis der Gegenwart. Und: Sie ist noch immer Entwurf für unsere politische Zukunft.

In Rom waren über Generationen hin unabhängige und geistig freie Männer am Werk, die die Elemente der vorbildlichen *res publica* schufen als einer Mischung aus den drei Grundformen der Machtausübung: der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie. Das war von theoretischer Raffinesse, zugleich aber auch höchst lebenspraktisch und in Kenntnis der Natur des Menschen entworfen. Eine „*res publica commixta*“, die in Rom den Großteil

der letzten Jahrtausendhälfte vor Beginn unserer Zeitrechnung in Ruhe prägte (500-146 v. Chr., Ende des Dritten Punischen Krieges und Zerstörung Karthagos), bevor Rom zur Schaffung eines Weltreiches aufbrach, die lateinische Sprache weithin verbreitend.

Der höchste Vorzug dieser *res publica* liegt in ihrem Grundgedanken, dass nicht die Amtsinhaber, aber der Staat und seine Ämter von Dauer sein müssen: Als Institute generationenübergreifender Verlässlichkeit, als Appellationsinstanzen des Rechts, als Schutzwall gegen Amtsmissbrauch. Ein Staat eben, ein „*status*“, mithin ein dauerhafter Zustand.

Wir, die wir um die Stabilität unserer Demokratien, die Fortentwicklung der Staaten in Europa und die Stabilisierung des europäischen Kontinents ringen mit dem Ziel, das Ideal des freien Bürgers überall zu zementieren (wir haben insofern von der den Römern eigenen politischen Missionsfreude ja nichts eingeübt), sollten den Blick immer wieder auf die Prinzipien dieser *res publica* werfen. Mit dem „Zwölftafelgesetz“ (451 v. Chr.) wurden einige wichtige ihrer Rechtsgrundsätze schriftlich fixiert, als Grundlage eines Rechtsstaates, in dem sich alle Machtausübung im Staate gemäß Recht und Gesetz vollziehen muss, gemäß schriftlich niedergelegtem Recht und nicht dem Recht autokratischer Willkür.

Solche Stabilität im Innern ermöglichte erst die römische Expansion nach dem Ende des Dritten Punischen Krieges (146 v. Chr.). Nordafrika und Spanien werden da erobert, Griechenland, Kleinasien: Rom beherrscht das westliche und östliche Mittelmeer und errichtet auch, *anno* 63, eine römische Herrschaft im Vorderen Orient, Palästina wird römische Provinz, ein konsequenzenreicher Winkelzug der Geschichte.

Die Christen in Rom

Geschichte zu verstehen, um die Gegenwart zu begreifen – auch hier wird das Erziehungsziel augenfällig. Nur aufgrund dieses römischen Expansionsstrebens wurde jener Jesus Christus unter römischer Herrschaft und nach römischem Recht zum Tode verurteilt. Und als der Apostel Petrus nach Verfolgung und Befreiung in Jerusalem fortging „an einen anderen Ort“, wie es

in der Apostelgeschichte heißt, so nennt uns die christliche Überlieferung als sein Ziel die Stadt Rom. Unbestritten ist jedenfalls, dass die Christen ins Zentrum des Reiches zogen, dem sie dank römischen Expansionsstrebens nun angehörten, und die Konsequenzen dieses Schrittes sind noch heute in Rom und im Vatikan zu besichtigen. Auf dem überlieferten Grab des Heiligen Petrus in der Krypta des Petersdoms wurde das Zentrum des lateinischen Christentums errichtet, von Rom aus in lateinischer Sprache und Schrift im ganzen westlichen Europa verkündet, dort also, wo es keine andere Lautschrift gab: Der Siegeszug des Lateinischen bei den Slaven, den Germanen, den Kelten und den Romanen. Und hätte Kaiser THEODOSIUS 395 nicht sein Reich unter seinen zwei Söhnen aufgeteilt, würde Ostrom nicht entstanden sein und die griechische Sprache hätte nicht den Weg in den Kirchendienst gefunden.

Das Ereignis war folgeschwer und trifft uns noch heute empfindlich: Die Grenze zwischen Ost- und Westrom, zwischen lateinischer Christenheit hier und griechisch-orthodoxer Christenheit und dem Islam dort verläuft auf dem Balkan, eine Kristallisationslinie friedenszerstörender und verlustreicher Auseinandersetzungen.

Der Publizist und Balkanspezialist KARL GUSTAV STRÖHM hat das markiert, als er schrieb: „Sieht man auf das ehemalige Jugoslawien und den Südosten, dann ist zu erkennen: Die Grenzlinie zwischen Ordnung und Unordnung verläuft heute ziemlich genau entlang der aus dem vierten Jahrhundert nach Christus stammenden Grenzlinie zwischen Ostrom und Westrom, zwischen Katholizismus und Orthodoxie, beziehungsweise dem Islam.“ Und auf HUNTINGTONS „Kampf der Kulturen“ rekurrierend und den dort prophezeiten Zusammenprall schreibt STRÖHM: „Nun mag man davon halten, was man will, fest aber steht, dass sich im sogenannten postkommunistischen Raum jene Völker und Staaten, die traditionell dem westlich-abendländischen, katholischen oder protestantischen Kulturkreis angehören, relativ stabil und ruhig entwickeln: von Estland im Baltikum bis Kroatien an der Adria, nicht zu vergessen: Polen, Ungarn und die Tschechische Republik. Demgegenüber sind jene

Bereiche des Ostens, die traditionell orthodox, auf dem Balkan auch islamisch, orientiert sind, von Unstabilität und bürgerkriegsähnlichen Eruptionen geprägt. Besonders deutlich zieht sich die Grenze quer durch das ehemalige Jugoslawien: Slowenien und Kroatien zeichnen sich durch Stabilität und eine gewisse Normalität aus – trotz der schweren Folgen des Krieges, besonders in den kroatischen Gebieten. Dagegen geht es in Serbien drunter und drüber – und auch Bosnien ist weit von Stabilität entfernt.“

Das innere Band Europas

Was also macht den inneren Geist, die innere Stabilität des lateinisch-westlichen Kulturkreises aus? Ist es die Kombination aus den Ideen einer *res publica* mit der Stabilität einer römisch-katholischen Kirche, die ihre jeweiligen Krisen nie gleichzeitig erlebten und so Stabilität weitertrugen? Es war die lateinische Sprache, die uns über Jahrtausende diese Tradition sicherte: Ein dichtes Netz von Ordensleuten und Klöstern mit ihrem immensen wissenschaftlichen Fleiß, mit vorzüglichen Bibliotheken, kurz: mit der Fähigkeit, Traditionen, Wissen und Werte zu kumulieren statt zu zerstören. Und das alles in lateinischer Sprache, das noch bis vor 300 Jahren das Monopol als Wissenschaftssprache besaß.

Zwei Staatswesen, die ineinandergriffen: Der weltliche und der Kirchenstaat, die sich in Fragen des Menschenbildes, in Sittenfragen, in Fragen individueller Freiheit und kollektiver Verantwortung gegenseitig abglichen und die doch getrennt voneinander agieren.

Und so haben auch die Teile Europas – gerade in jüngeren Jahren – immer wieder zu dieser Tradition der Freiheit zurückgefunden. Sie haben Diktaturen abgeworfen, haben Links- und Rechtsradikalismen überlebt und beendet, haben der Freiheit des Menschen zu ihrem Recht verholfen.

Das alles ist auch ein Ergebnis der unbeugsamen Idee des Humanismus. Und sie wird, wie jede Pflanze, nur leben, wenn die Wurzeln lebendig bleiben: Das Christentum einerseits, andererseits aber eben die Kenntnis und generationenhaft immer neue Erkenntnis unserer Geschichte und der uns tragenden Werte und

Staatsideen. Nur so wird es gelingen, eine friedliche Zukunft der europäischen Staaten zu sichern. Und wer Europa sichern will, muss seine sprachliche Basis kennen – das Lateinische.

Für Europa: das Europäische Gymnasium

Deshalb, meine Damen und Herren, machen wir uns auf, dem Europäischen Gymnasium in Deutschland und darüber hinaus zum Durchbruch zu verhelfen. Das humanistische Gymnasium herkömmlicher Prägung, das so in Nöte gekommen ist, werden wir nicht verteidigen im Rückblick auf Ruinen vergangener Geschichte. Vielmehr ist der lebendige Umgang mit der geschichtlichen und sprachlichen Basis von höchstem Wert beim Blick nach vorn, bei der Gestaltung unserer Zukunft. Denn Griechisch, vor allem aber das Lateinische ist die beste Basis einer Bildung, die ins Europäische reicht, die sprachlich zusammenfügt, was heute in Europa zusammengehört. Wir haben das Ziel Europa noch längst nicht erreicht. Wir sind sogar in Gefahr, stillzustehen, ja zurückzufallen, weil sich in der gegenwärtigen europäischen Politik nicht mehr viele finden, die Politik aus Visionen abzuleiten verstehen – Visionen, die wiederum ihren Ursprung in wirklicher Kenntnis und Inkorporation des christlich-abendländischen Europa haben und in Würdigung seiner Verdienste.

Europa zu formen heißt nicht, eine pragmatische Politik des Nebeneinander oder des Miteinander zu organisieren. Europa heisst vielmehr, aus den gemeinsamen Wurzeln die Idee einer Zukunft zu gestalten, für die die Menschen Opfer in Kauf nehmen. Von JEAN MONNET über KONRAD ADENAUER bis zu HELMUT KOHL haben solche Visionäre in den letzten 50 Jahren die europäische Politik geprägt.

Es ist gar kein Zweifel, dass Europa seine Kräfte zusammennehmen muss. FRIEDRICH MAIER hat vor zwei Jahren in Heidelberg darauf hingewiesen, dass das Europäische unter den Kulturen der Welt keinen selbstverständlichen Führungsanspruch mehr geltend machen kann, dass vielmehr – wenn SAMUEL HUNTINGTON Recht hat – Europa nur noch eine von sieben oder acht Kulturen der Welt darstellt und in

dieser rivalisierenden Auseinandersetzung unwiderruflich seine Vorherrschaft verliere.

Umso wichtiger wird es sein, wenigstens Europas relative Stärke zu erhalten und seine Akzeptanz als ernstzunehmender Partner im politischen und kulturellen Diskurs der Weltmächte. Nur wer hier mächtig bleibt, wer sich nicht in ein multilaterales und multinationales Beziehungsgeflecht verstricken lässt, wird auch wirtschaftliche Stärke, Wohlstand und seinen gewichtigen Anteil an einer Friedenspolitik sichern können.

Die Bildungspolitik hat an seinem solchen Weg erheblichen Anteil. HANS GEORG GADAMER hat, ebenfalls in Heidelberg, auf die politische Bedeutung der Bildung verwiesen. „Wir leben ja“, hat er gesagt, „in einer Weltenstunde, in der es nicht nur um Bildungsfragen geht, sondern um das weit größere Thema, wie die Kontinente, ja sogar die Weltreligionen mit der Kultur des humanistisch-christlichen Europa und diese selbst vor große neue Aufgaben gestellt sind. Es geht darum, humane Solidarität zu erlernen und Einigkeit, auch wenn wir verschiedenen Kulturen und Sprachwelten angehören. Es gilt zu lernen, was ein guter Nachbar ist.“

Solche Bildung freilich scheint heute nicht derart im Kurs zu stehen wie die Natur- oder Computerwissenschaften. Es sind ja oft dieselben Kultusminister, die von Allgemeinbildung und Werteerziehung und Generalistentum reden und die sich doch dem Diktat derer unterwerfen, die von der Schule sofort erkennbare Nützlichkeit verlangen. Deshalb: Mein Nützlichkeitspostulat ist, den Schulabsolventen zu schaffen, der die europäische Idee begreift und begeistert wird, dazu beizutragen; der europäische Geschichte, der europäische politische Bildung lernt; dem die Sprachen unserer Nachbarn deshalb leicht fallen, weil die Altphilologen Gelegenheit hatten, als breites Fundament eine altsprachliche Basis zu schaffen, auf der das Englische, das Französische oder auch das Spanische rasch gedeihen. Ein sprachlich orientiertes Gymnasium, in dem Latein bis zur 10. Jahrgangsstufe Pflicht ist und keine Kürzungen in den Stundentafeln erfährt und in dem sich neue, sogenannte „nützliche“ Sprachen dann in einem klassisch neusprachlichen Europäischen Gymnasium schwerpunktbildend

aufsetzen lassen, falls man nicht im reinen humanistischen europäischen Gymnasiums-zweig fortfahren möchte mit Latein, Griechisch und Englisch.

Für ein leistungsorientiertes Bildungssystem

Ich gebe zu: Das wäre eine Schule, die wirklich Ansprüche stellt und nicht den kleinsten gemeinsamen Nenner sucht. Die differenziert und auch den Begriff der Elite nicht verabscheut. Wenn Bildungspolitik das aber erreichen will, ist es notwendig, die ganz offenkundig vorhandene Angst davor zu überwinden, in der Bildungspolitik die Dinge wieder vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Das bedeutet allerdings auch eine Abkehr vom egalitären, ideologisierten Bildungsansatz der 60er und 70er Jahre. Die Feststellung darf nicht politisch inkorrekt werden, dass Begabungen unterschiedlich sind und unterschiedlicher pädagogischer Bemühungen bedürfen.

Wir brauchen ein leistungsorientiertes Bildungssystem, und eines, das ROMAN HERZOGS Bildungsideale widerspiegelt:

- Die Wertorientierung, was auch Tugenden umfasst wie Verlässlichkeit, Pünktlichkeit und Disziplin, oder den Respekt vor dem Nächsten sowie die Fähigkeit zur menschlichen Zuwendung,
- Internationalität, weil nur das die Globalisierung als Wettbewerbs- und Lebenschance begreifen lernt und weil Internationalität das Verstehen zwischen den Völkern sichert, mithin auch den Frieden in Europa,
- die Vielgestaltigkeit, also ein Bildungssystem, das nach Begabungen und Interessen zu differenzieren erlaubt,
- den Wettbewerb in der Bildung, damit die Qualität der Ausbildungsstätten sich im gegenseitigen Messen hebt, und schließlich:
- ein zeitökonomisches Bildungssystem, in dem die Zeit genutzt und nicht vertrödelt wird.

Aber wie wir Ausbildungsnotwendigkeiten in einer globalisierten, ökonomisierten Welt auch drehen und wenden: Am wichtigsten bleibt es, an einem Schulsystem festzuhalten, das nicht jedem Stoff sofort den Sichtvermerk des Nützlichen und unmittelbar beruflich Anwendbaren abverlangt.

Denn die Halbwertszeit des Wissens sinkt ja fortwährend – heute leben und arbeiten mehr Wissenschaftler auf der Welt als in allen früheren Zeiten zusammengenommen, ihre Leistung lässt das Wissen explodieren. Also muss es nicht nur um einen Lernprozess in der Schule gehen, sondern um lebenslanges Lernen. Also geht es nicht um Detailwissen, sondern die Fähigkeit, zu erkennen und zu verstehen. Also muss der Mensch neben allem, was beruflich fit macht, das fortentwickeln, was ihn vor allem auszeichnet, nämlich

- die Fähigkeit zur Erkenntnis,
- die Fähigkeit zum übergreifenden Verständnis von Sachverhalten und Abläufen,
- die Fähigkeit, Maßstäbe für Entscheidungen zu entwickeln, die dem sozialen Gefüge nutzen,
- die Fähigkeit zur sozialen Kommunikation sowie
- die Bereitschaft zur Mitverantwortung im privaten und im öffentlichen Leben.

Das klassische Bildungsideal – kein alter Quark

Noch immer, meine Damen und Herren, rührt unser deutsches gymnasiales Bildungsideal aus der deutschen Klassik her. Es ist ein erfreulicher Nebeneffekt des vergangenen GOETHEjahres, seines 250. Geburtstages, entdecken zu dürfen, dass das alles noch hochaktuell ist. Worum es geht, hat GOETHE in die konzentrierte Form eines Gedichtes gefasst, und zwar in seinem 80. Lebensjahr (1829). Es ist auch eine Tätigkeitsbeschreibung des Pädagogenberufs, eine Anweisung zum rechten Leben. Das Gedicht trägt den Titel:

Vermächtnis

*Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.*

*Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, fass es an!
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,*

*Der ihr die Sonne zu umkreisen
Und dem Geschwister wies die Bahn.*

*Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen:
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.*

*Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt.*

*Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.*

*Und war es endlich dir gelungen,
und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist, allein ist wahr,
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schar.*

*Und wie von alters her im stillen
Ein Liebewerk nach eigenem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf.*

Dieses Gedicht war die Zusammenfassung einer bildungspolitischen Debatte, die 20 Jahre zuvor WILHELM VON HUMBOLDT aufgegriffen hatte, der kurz, aber segensreich von 1809 bis 1810 Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht im preußischen Innenministerium war. Von ihm stammt die große Bildungsreform, ihm verdankt das heutige Gymnasium seine Entstehung.

Ich will hier den HUMBOLDT'schen Hauptsatz noch einmal zitieren. Er lautet: „Der wahre Zweck

des Menschen ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen.“

Das ist der Schüler als Endprodukt, wie wir ihn wollen müssen. Das wird auch der Schüler sein, der in der Welt am besten zurechtkommt: In der Welt des Berufes und des Wettbewerbs, in der Welt sozialer Zusammenhänge, in der Welt seiner Selbstzufriedenheit.

Das klassische Bildungsideal ist also kein alter Quark, es ist vielmehr, würde es heute wohl heißen, *megacool* und angesagt. Das setzt vieles voraus:

- Lehrpläne, die von manchem vordergründig Zweckdienlichen entrümpelt werden, in denen aber wieder Platz wird für die die musischen Inhalte der Erziehung, für das Wissen um die Maßstäbe des Lebens,
- ausreichend Lehrpersonal, damit Engagement dieser Art am deutschen Gymnasium wieder möglich wird, mit dem Ziel, die Kräfte des Menschen im HUMBOLDT'schen Sinne zu einem Ganzen zu formen,
- Lehrer, die ihren Unterricht nicht einfach herunterreißen, sondern nach dem Hinter- und Nebensinn des Lehrstoffes fragen,
- die Förderung des Schülers im Außerschulischen.

Die Politik hat, wie die Aufzählung schon dieser wenigen Voraussetzungen zeigt, die Schulen nicht in die Lage versetzt, diese Erziehungs- und formende Aufgabe tatsächlich auch zu lösen. Gewiss ist Schule beteiligt am Prozess der Vermittlung von Wissen. Aber sie ist in ihrer Ausstattung zu weit entfernt von ihrer überzeugenden Beteiligung an dem gesellschaftlichen Vorgang, den wir Erziehung nennen.

Aber eines bleibt auch richtig: Die Umstände mögen, für den begeisterten Pädagogen, misslich sein: Verbote über Verbote gibt es, und Vorschriften über Vorschriften, Engherzig- und Engstirnigkeit. Aber alles, was nicht verboten ist, ist im Rechtsstaat bekanntlich erlaubt, und das gilt für jede Sonderanstrengung der Lehrer mit ihren Schülern, und solche der Eltern – was ihre Kinder betrifft, erst recht.

Es gibt, trotz allem, einen großen Spielraum für den Schüler als Endprodukt.

MICHAEL RUTZ, Bonn

Zu Ulrich Greiner: Die Begründungsfalle (FORUM CLASSICUM 2/2000)

Eine Antwort

Auch wissenschaftliche Abhandlungen werden manchmal sehr verschieden aufgenommen, nicht nur Dichtungen. Mein „Europäischer Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters“ (Frankfurt/M. 1999, 2000³) scheint hierfür ein Beispiel zu sein. Das Buch kam gleichzeitig mit dem Werk von DIETRICH SCHWANITZ heraus: „Bildung – Alles, was man wissen muss“ (Frankfurt/M. 1999). Der hier wie dort im Titel figurierende Begriff „Bildung“ forderte etliche Presseorgane zu Vergleichen auf, so unvergleichbar die Bücher sonst sind. Auch die „ZEIT“ hat verglichen; für sie griff ULRICH GREINER zur Feder.

GREINER übte herbe Kritik an meinem Buche; er hat seine Bedenken unlängst vor der Philologenversammlung in Marburg wiederholt. Gegen die Wucht großer Tages- oder Wochenzeitungen anzuschreiben ist für eine Stimme wie die meine eitle Mühe und überdies ganz unnötig: auch Verrisse fördern den Verkauf. Doch meine Fachkollegen haben, scheint mir, Anspruch drauf, einige Vorschläge zur Klärung (mehr kann ich ja in eigener Sache kaum anzubieten wagen) zu vernehmen.

Das über 500 Seiten starke Werk von SCHWANITZ lässt sich wohl am ehesten als enzyklopädisches Kompendium definieren – die wichtigsten Abschnitte sind „Die Geschichte Europas“, „Die europäische Literatur“, „Die Geschichte der Kunst“, „Die Geschichte der Musik“ und „Große Philosophen, Ideologien, Theorien und wissenschaftliche Weltbilder“ überschrieben; es folgt noch ein kürzerer Teil „Können – Über die Regeln, nach denen man unter Gebildeten kommuniziert“. Examenswissen, könnte man sagen, durchweg erlernbar, verfügbar, abfragbar – wer alles im Kopfe hat, ist, fürchte ich, gleichwohl nicht in der Lage, ein Gedicht zu erklären, ein Gemälde zu beschreiben oder ein Musikstück vorzutragen, also Leistungen zu vollbringen, die ich bei einem Gebildeten nicht unbedingt ausschließen möchte.

Ich habe mein schmales Büchlein (etwas über 200 Seiten Taschenformat), eine Gelegenheitschrift, wie ich im Vorwort ausführe, bescheiden, aber doch wohl zutreffend als „Studie“ bezeichnet, als ersten Versuch, ein Phänomen zu erfassen, für das es noch

keine repräsentative Darstellung, kein Standardwerk gibt: den Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters. Hierbei konnte es mir nicht um die Inhalte gehen, sondern lediglich um die bedingenden Institutionen, um das Gymnasium und den Fürstenhof, sowie um die Bereiche: um die Philosophie, die Literatur, die Geschichte, das Theater, das Konzertwesen usw. Ich wollte kein Vademecum für breiteste Kreise, sondern eine wissenschaftlich fundierte und nach Exaktheit strebende Beschreibung eines historischen Sachverhalts liefern.

GREINER lobt SCHWANITZ. Sein Buch sei erfolgreich, entspreche also einem außerordentlichen Bedürfnis. Es behaupte, dass es eine europäische Bildungsidee gebe und dass diese Idee nach wie vor gelte. GREINER hält das Buch von SCHWANITZ offenbar für gegenwarts-, ja zukunftsbezogen. Denn seinem Kontrastbeispiel, meiner Studie, spricht er dieses Merkmal ab: er hält sie für „welt-“ und „gegenwartsflüchtig“ und gefällt sich darin, dies mit wohlfeilen Stilmitteln („Der Leser vergießt eine Träne“) zu untermauern.

Zunächst frage ich mich, ob es sachgemäß ist, eine Schrift eines durch mancherlei andere Verlautbarungen bekannten Autors rein werkimmanent zu deuten. Unsere flüchtige Medienwelt scheint so etwas zu begünstigen – die Rede z. B., die MARTIN WALSER aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels gehalten hat, wurde von manchem Kritiker so behandelt.

Doch sei's drum: man fasse mein Buch als fensterlose Monade. Dann aber sollte man Kenntnis von den Hinweisen nehmen, die in der Einleitung, auf Seite 11, gegeben werden: „Es geht hier ... um die Entstehung und das Wesen der bürgerlichen Bildung, nicht um deren Auflösung und den Übergang zu etwas Neuem ... Der Kanon der bürgerlichen Bildung wird hier also als etwas noch Existentes behandelt; die Darstellung endet ... mit dessen völliger Entfaltung in allen seinen Inhalten.“

Nochmals: sei's drum – GREINER hat erkannt, dass die Konturen meines „Bildungskanons“ aus der Vergangenheit, aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen. Ist das verkehrt oder einseitig? Im

Laufe des 20. Jahrhunderts ist ja nicht nur das Bildungsbürgertum verschwunden, wie GREINER zugesteht; in derselben Zeit sind auch die einst tragenden Säulen bedeutungslos geworden: der Fürstenhof (soweit es ihn überhaupt noch gibt), das humanistische Gymnasium.

Wenn für meine Diagnose nach bestätigenden Stimmen gefragt wird: man findet deren etliche in dem von KONRAD ADAM herausgegebenen Buch „Bildungslücken“ (Stuttgart 1997). Dort trifft man einerseits auf „Rückwärtsgewandte“ wie mich. So schreibt der Journalist GUSTAV SEIBT zum Lektürekanon: „Der Kanon gehört zu jenen Freiräumen, die im Zeichen einer allseitigen Funktionalität überall eingeebnet werden. Gäbe es ihn noch, er wäre ein Bollwerk der Freiheit.“ Und der Germanist WOLFGANG FRÜHWALD lässt sich ganz im Gegensatz zu GREINERS forciert optimistischem Standpunkt wie folgt vernehmen: „Es gibt genügend Kriterien, wie grundlegend sich Inhalt und Begriff der Bildung dem neuhumanistischen Ideal, das bis tief in meine Studienzeit am Ende der fünfziger Jahre hineinreichte, entfremdet haben.“ Ihm sekundiert BERNHARD BUEB, der Leiter des Internats Salem: „Es gibt keinen Weg zurück zum humanistischen Gymnasium, das müssen wir uns eingestehen.“ Man trifft in ADAMS Buch aber auch auf Gegenwarts- und Zukunftsorientierte, jedoch in einem radikalen, von GREINER gewiss nicht gewünschten Sinn: von HUBERT MARKL z. B., dem Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, und von WULFF REHFUS, dem Leiter eines Gymnasiums, werden zwar Kanones von fundamentalen Schulfächern aufgezählt, indes, Latein und Griechisch kommen darin gar nicht mehr vor.

Greiner behauptet, eine andere Schicht, eine andere Elite sei an die Stelle des Bürgertums getreten: irgendwer lese ja SLOTERDIJK und HABERMAS, abonniere die „ZEIT“ und gehe ins Theater. Hieran ist richtig, dass vieles von dem fortexistiert, was zum Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters gehört hat. Zwei Stichwörter mögen andeuten, wo diese Reste geblieben sind: Erlebnisgesellschaft und Spezialistentum. Die „Erlebnisgesellschaft“ (der Begriff entstammt dem gleichnamigen Standardwerk von GERHARD SCHULZE, Frankfurt/M. – New York 1997) hat

sich die ganze Schau- und Unterhaltungsseite des Bildungskanons, also die Einrichtungen zu eigen gemacht, die der Fürstenhof beigesteuert hatte. Ich verweise hierzu auf meinen Aufsatz „Der Kanon der bürgerlichen Bildung und das Zeitalter der Massen“ (in: „Die Furie des Verschwindens“, hrsg. von Konrad Paul Liessmann, Wien 2000, S. 16ff.). Die Spezialisten wiederum verwalten jetzt, was einst Allgemeingut einer ganzen Schicht war, in kleinen Zirkeln an den Universitäten und anderen Einrichtungen, und die Medien sorgen dafür, dass gelegentlich Spektakuläres an die breite Öffentlichkeit gelangt.

GREINERS Plädoyer für die humanistische Bildung verdient hohe Anerkennung. Hierbei kommt es auch gar nicht sehr darauf an, ob das Laienpublikum stets mit neuen oder schlagenden Argumenten bedient wird. Vor Fachleuten allerdings nimmt sich die Sache anders aus. Sie kennen GREINERS „Begründungsfälle“ seit über hundert Jahren, seit FRIEDRICH AUGUST ECKSTEINS ganz ähnlichen Ausführungen in dem vortrefflichen Werk „Lateinischer und griechischer Unterricht“ (Leipzig 1887, S. 132ff.). Und sie staunen, wenn sie von GREINER in sonderbarer Verkehrung der Begriffe erfahren: „Ein literarischer Kanon existiert, und zwar unabhängig davon, ob er anerkannt wird oder nicht.“ Sollen ausgerechnet sie sich mit einem Kanon begnügen, der hoch oben im Reiche der Ideen hängt?

Wir, die Altphilologen, die Humanisten, können, wenn wir den Tatsachen Rechnung tragen, wenn wir uns nicht lächerlich machen wollen, gar nicht umhin, uns einzugestehen, dass wir eine kleine Minderheit sind, dass wir in der Diaspora leben; die von GREINER so nachdrücklich gepriesenen Vereinigten Staaten sind den Europäern auf diesem Wege schon ein erhebliches Stück voraus. Wir müssen, illusionslos und ohne zu wanken von unserer Sache überzeugt, zu erreichen suchen, dass nicht alle Fäden reißen, dass ein Minimum an Kontinuität gewahrt bleibt: historische Prozesse sind nie restlos determiniert und verlaufen selten stets in derselben Richtung.

Zur Illusionslosigkeit gehören genaue Standortbestimmungen. Mein „Bildungskanon“ möchte hierzu ein Beitrag sein.

MANFRED FUHRMANN, Überlingen (Bodensee)

Anglo-Einfluss und Latinität

Warum erhalten altbewährte deutsche Fremdwörter neuerdings eine andere Betonung? Warum sagen Mediensprecher gern *kómpetent* (statt *kompetént*) oder betonen *Néptun* (statt *Neptún*) usw.? – Dass dieser Akzentwechsel auf angelsächsischen Einfluss zurückgeht, konnte ich (im *FORUM CLASSICUM* 3/99, 134) zeigen. Die überwältigende Anglo-Rezeption, die wir heute sprachlich erleben, wirkt bis hin zu unserem antiken Fremdwortgut, dessen klanglichen Bestand wir als deutschen Altbesitz gesichert glaubten.

Anglo-Latinität im deutschen Wahlkampf

Auffallender als diese Betonungsfragen sind natürlich die Fälle echter verbaler Sprachrezeption in unserem Alltag selbst, bis hin zu der Neigung, eine Sache, die man hervorheben will, gleich ganz englisch auszudrücken. So empfiehlt ein deutscher Politiker den Wählern seinen eigenen Führungsstil mit der Formel „*Leading by precision*“, während er der politischen Gegnerin ein „*Leading by ambiguity*“ zugesteht (*Spiegel* 5/2000, p. 38).

Was besticht uns Deutsche bei solchen Formulierungen? Da ist, um beim Kleinsten zu beginnen, zunächst das „*by*“ zu nennen, das eine semantische Pointe bringt: Was uns als „bei“ vertraut ist, erscheint im Englischen bei gleichem Klang und gleicher Herkunft (aber verfremdeter Schreibung) unversehens auch mit instrumentaler, bewirkender Bedeutung (= durch). Dieser Kräftezuwachs der altüblichen Präposition bringt, so geringfügig die Sache ist, ein intellektuelles Erlebnis vergnüglicher Art.

Blickt man auf das Wort „*precision*“ hin, so kommt man nicht am Umstand vorbei, dass wiederum die Würze der Verfremdung genossen wird. Denn „Präzision“ gibt es ja in unserer Sprache auch. Aber sich einen „Führungsstil der Präzision“ zuzuschreiben, würde eher Albernheit bekunden. Verfremdung, ein Grundphänomen aller Aesthetik, wirkt vorzugsweise verjüngend, wie schon HORAZ wusste. Sie kann einem Bild, einem Wort oder Sachverhalt etwas von seiner Neuheit zurückgeben. Die Form „*precision*“ anstelle der altgewohnten „Präzision“ ist dafür ein gutes Beispiel. Übrigens trägt auch der

Wechsel von deutscher zu englischer Betonung zur Faszination mit bei (*Präzision* – *precision*).

Im Falle von „*ambiguity*“ ist eine Wirkung dieser Art geringer. Denn unser Ausdruck „Ambiguität“ ist, weil wenig verwendet, auch weniger zernutzt als das Vergleichswort. Dafür vermeidet die Form „*ambiguity*“ dessen Schwerfälligkeit. Die Verfremdung macht das Wort für unser Sprachgefühl wieder gangbarer, mundgerechter, führt es gleichsam neu ein. – Im ganzen gilt: Wenn der anglisierende Betonungswechsel eines alt-eingedeutschen Fremdwortes uns eben dieses Fremdwort wieder frisch und ‚genießbarer‘ werden lässt, dann gilt für den ganzen Lautbestand solchen Wortes die gleiche Regel. Die Art wie „Ambiguität“ und „Präzision“ in ihrer englischen Gestalt für unsere Politwerbung eingesetzt werden, beweist dies klar.

Neuverfremdung

Hier einige Beispiele für die Neuverfremdung vertrauter deutscher Fremd- und Lehnwörter aus der Graecolatinität durch die je entsprechende angelsächsische Form. Die Fälle entstammen deutschen Druckmedien des letzten Jahres:

process – future – comic – comedy – tragic – tragedy – quality – quantity – product – production – profile – instinct – family – paper – class – center – compromise – rhythm – music – model – service – inclusive – style – credit – contact – fantasy – energy.

Die Änderung betrifft mitunter nur einen Buchstaben. Sie wirkt als Verfremdungs-Signal jedoch verblüffend. In Fällen wie „*dimension*“ oder „*edition*“, „*generation*“ genügt schon die Kleinschreibung als Signalegeber für die Anglo-Verfremdung im Sinne jener attraktiveren Akustik, die uns das Wort neu erleben lässt. –

Gleichwohl ist die Fremdwort-Erneuerung nur ein Nebenphänomen der heutigen Anglisierung unserer Sprache. Doch weckt sie den Verdacht, dass in unserem Anglo-Interesse unterschwellig ein Sonder-Interesse an angelsächsischer Latinität und Romanität überhaupt versteckt sein könnte. Denn darauf deutet auch anderes hin. Mehr als je zuvor spielt die Herübernahme

von Doppelausdrücken, von (nicht selten attributiver) Paarung zu rezipierender Wörter bzw. die Rezeption von bereits gepaarten Gebilden aus der Anglo-Latinität und -Romanität eine Rolle.

Doppelung und Rezeptionsbedarf

Nicht zufällig gehören viele dieser intensiveren Übernahme-Fälle in die letzten Jahre und Jahrzehnte. Duplizität und Paarung verraten, als Vorstufe der Massierung, das zunehmende Rezeptionsbedürfnis. Dafür einige bereits alltägliche Beispiele:

product profile – political correctness – pole position – joint venture – basic instinct – cyber space – virtual reality – vintage car – science fiction – changing conditions – millennium party – prepaid card – scan forum – suicide pact – amnesty international – public enemy – public relations – sex appeal – credit card – mega event.

Diese Doppelausdrücke stammen jeweils mit beiden Teilen aus der Latinität bzw. Graecolatinität, vermittelt meist durch das Nordfranzösisch-Romanische der normannischen Invasoren. Insofern leisten sie zum Teil nebenbei für uns deutsche Rezipienten die schon besprochene Fremdwort-Restitution.

Als breit auftretende Rezeptionstypen sind sie wie gesagt neu. In früheren Zeiten konnten vergleichbare Doppelausdrücke seltener heimisch werden. Man erinnert sich etwa an „*gentleman's agreement*“ oder an „*Sentimental Journey*“, einen verselbständigten Buchtitel, oder allenfalls an die jetzt wieder aktuellen „*Comedian Harmonists*“ der 1920er Jahre.

Angesichts der zunehmenden Übertragung von Doppelausdrücken und attributiven Paarungen ist auch die Rezeptionsfrage indirekter, bzw. sekundärer Latinität auf diesem Wege in ein neues Stadium getreten. Zwar haben nicht alle solche Paarungen einen doppelten lateinisch/romanischen Ursprung. Es fällt aber auf, wie wenige von ihnen ganz ohne Latinitätsanteil zu uns gelangen. Denn der Hauptteil unserer Anglo-Rezeption spielt sich im gemischten Bereich ab. Der einzelne Ausdruck hat also je einen lateinisch/romanischen und einen nichtlateinischen, meist germanischen Herkunftsanteil.

Anziehungskraft germanisch/romanischer Paarungen

Wenn dieser Anteil so bedeutungsvoll ist für unsere Rezeption, lässt sich daraus schließen, dass uns – unterschwellig – nicht allein die Latinität in ihrer angelsächsischen Gestalt fasziniert, sondern die ganze Kombination und ihre Methode. Es beschäftigt uns die Art, wie die Angelsachsen selbst mit ihrem Latinitätsanteil im Verhältnis etwa zum germanischen (und sonstigen) Teil einer Phrase umgehen. Und was sich eigentlich in unserer Nachbarsprache abspielt, wenn sie das ursprünglich Fremde integriert. Doch zunächst Beispiele für diese offenbar besonders zur Rezeption verlockenden Ausdrücke:

standing ovations – free enterprise – life style – first class – count down – out of date – paper back – future team – childrens hour – open air – last minute – high tech – water resist – home page – offroad challenge – next generation – advance bank – high school – fitness center – hair styling – party games – summit club – trade channel – poker face – lonely planet – new economy – global player – peace maker – sky line – ultimate fighting – top secret – reality soap – contact feeling – business as usual – summer academy – information overflow – midlife crisis – winds of change – big money.

Die Beispiele lassen sich unschwer fortsetzen. Es ist, als ob nicht allein die Engländer selbst, sondern auch die auswählend-rezipierenden Deutschen ein Auge auf die germanisch/romanische Ausgewogenheit des Gewählten hätten. Manche Paarungen bilden Übergang zu kurzen Standardsätzen, die gleichfalls durch ihr latinogermanisches Gleichgewicht auffallen: *explore yourself – think different – go create – be inspired – share the excitement – meet the unexpected – black is beautiful.*

Sie stammen alle aus der Anzeigenwerbung unserer Wirtschaft, die das Verfahren auch weiterführt zu vollen Sätzen und ganzen Abschnitten, als sei der Leser mit einem Englisch-Kursus konfrontiert. So sicher trägt mittlerweile die Anglo-Welle.

Wie rasch auch umständliche Ausdrücke bei uns populär werden, zeigt etwa die Paarung

„*shareholder value*“ aus dem Börsenbereich (= Anteilseigner-Wert). Ein deutscher Stuhlfabrikant hat diesen offenbar bestechenden Ausdruck als Trittbrettfahrer für seine eigene Werbung folgendermaßen modifiziert: Er behielt die Aussprache bei, änderte aber die Schreibung, so dass statt „*share*“ (= Anteil) nun „*chair*“ (= Stuhl) zu lesen stand und der Möbelkäufer sich am Pfiff des Wortspiels freuen konnte (Anzeige Spiegel 38/1999).

Über die uns fast täglich neu treffenden Vokabeln zu Elektronik und Computerwesen von „*online*“ bis „*internet surfer*“ möchte ich andernorts gesondert handeln. Desgleichen über das Präfix „*inter*“ selbst, das zwar in allen Sprachen unseres Kulturkreises einen traditionellen Platz hat, aber gleichwohl von der Elektronik über die Politik („*interdependence*“ u. a.), das Verkehrswesen („*Intercity*“ u. a.) und die Kulturlehre („*intertextuality*“ u. a.) überall zum Vehikel der Anglizität geworden ist.

Äußere Gründe der Anglisierung

Der erstaunliche Welterfolg einer Einzelsprache führt zur Frage nach den Gründen, von denen ja zumindest die äußerlichen, also die geographischen und politisch bedingten, auf der Hand liegen. Der Charakter Englands als Seemacht, seine imperiale und koloniale Vergangenheit haben die Sprache weltweit verbreitet und sind Grundlage der Sprachgemeinschaft mit den USA, Australien, Neuseeland, Südafrika, Teilen von Kanada usw. geworden. So kam es zu Ansätzen einer neuen fachsprachlichen Internationale (anstelle des früheren Latein). Englisch wurde die Sprache des Seeverkehrs, seines technischen Sonderbereichs samt Abkürzungen und genormten Botschaften (wie SOS usw.). Das hat sich im heutigen Luftverkehr und seinem schon unentbehrlichen angelsächsischen Idiom fortgesetzt.

Da lebensbestimmende Wissenschaften wie die Medizin, ferner Industrie und Handel von Elektronik und Kommunikationstechniken in den USA Schwerpunkte haben, greifen auch deren Fach- und Populärsprachen um sich, zumal angesichts des immer engeren medialen Zusammenlebens der Nationen im globalen

„Dorf“. Eine große Rolle spielt ferner der vom sog. Jazz inspirierte Bereich der Schlager- und Unterhaltungsmusik (samt filmischem und medialem Umfeld), deren Texte zu einem Sondererfolg des Angelsächsischen allenthalben geführt haben.

Auch andere Faktoren mögen mitspielen wie die vordergründig leichte Erlernbarkeit der Sprache, ihre ‚Bequemlichkeit‘, die THOMAS MANN schätzte und pries. – Zu fragen wäre auch: Ist die Wirkung des Angelsächsischen, das seit 200 Jahren als modern empfunden wird, auf unerschiedliche Nationen prinzipiell die gleiche? Und wie steht es dabei mit dem vom Germanischen her nahverwandten Deutschen? Und vor allem: Welchen Anteil haben Latinität und Romanität an der Ausstrahlung und Wirkungsweise des Englischen? (Leider kann auf die rivalisierende Rolle der lateinamerikanischen Sprachen im vorliegenden Zusammenhang nur hingewiesen werden.)

Zur Sprachgeschichte. Junges Englisch

Ein Blick auf einige Punkte der englischen Sprachgeschichte ist angesichts dieser Fragen vielleicht von Nutzen. Die Verdrängung keltischer Idiome aus dem südlichen Ost- und dem Mittelteil der Insel war bekanntlich der wichtige sprachbestimmende Vorgang in der Mitte des ersten christlichen Jahrtausends. Die nachrückenden Stämme, die Angeln, Sachsen, Jüten, die dänischen und norwegischen Invasoren, brachten ihre germanischen Dialekte ins Land. Mit dem Keltischen war zugleich die Trägersprache des bisherigen volkslateinischen Einflusses ausgeschaltet worden, so dass an kaiserzeitlichen Lehnwörtern fast nur gewisse Namensbestandteile blieben, die an die römische Besatzung erinnern (wie *-chester* und *-coln* an *castra* und *colonia*).

Umgekehrte Folgen hatte in gewissem Sinn der nächste durchgreifende Gewaltakt, der die Insel traf: die Invasion Wilhelms und seiner nordfranzösischen Normannen (1066). Die Sieger waren ihrer Zahl nach zu unbedeutend, als dass sie die gängigen germanischen Idiome (heute als ‚Altenglisch‘ bezeichnet) hätten verdrängen oder ersetzen können. Doch gewann

ihr sprachlicher Einfluss über öffentliche Schlüsselstellen wie Gerichte, Schulen und das höfische Leben selbst langsam an Boden. Politischer Bereich und Verwaltung wurden von ihnen terminologisch besetzt. Das Romanische wurde zum Träger neuer indirekter Latinität.

So entstand das ‚Mittelenglische‘ von etwa 1100 an in einem relativ langwierigen Prozess. Wichtig war dabei zunächst eine zunehmende Rezeptionsbereitschaft der ‚altenglisch‘ redenden Überzahl zugunsten der Romanität der neuen Oberklasse. Oder zumindest nachlassender Widerstand ihr gegenüber, begünstigt durch die Turbulenz der Zeit und geringe sprachliche Bewusstheit. Aber es entstand doch nach und nach etwas wie ein Übereinkommen stiller Vernunft, welches ein Verhältnis im Sinne des Gleichgewichtes der Sprachanteile zur Folge hatte.

Ein Beweis hierfür ist das doppelte Vokabular des Englischen, das sich damals heranbildete und zu sprachlichen Parallel-Paarungen führte (wie *tool* und *utensil* für ‚Werkzeug‘, *friendly* und *amicable* für ‚freundschaftlich‘ oder *grave yard* und *cemetery* für ‚Friedhof‘ usw.). Der germanisch-altenglischen Bezeichnung trat je eine romanische Vokabel gegenüber, wobei freilich die Parallelwörter dann doch zu Trägern von Bedeutungsvarianten wurden und damit den englischen Ausdruck insgesamt bereicherten.

Deutsche Fortsetzung anglospezifischer Sprachrezeption?

Ich erinnere an diese Vorgänge, weil auch heute ein vergleichbarer Paarungsprozess mit entsprechendem Streben nach Gleichgewicht im Gange ist. Ich meine jene germanisch-romanischen Doppelausdrücke, die auch uns Deutsche ansprechen und von denen einige oben aufgezählt wurden (wie *standing ovations*, *open air* usw.). Diese meist modernen Wortkombinationen zeigen, dass die Suche nach Ausgewogenheit in ihrer Doppelsprache die Angelsachsen noch immer in Atem hält. Dass der Prozess mit geänderten Vorzeichen weitergeht. Das Integrationsbemühen in der jungen englischen Sprache ist, so spürt man, noch nicht zur Ruhe gekommen, geschweige denn abgeschlossen.

Das erklärt die besondere Lebendigkeit des modernen Angelsächsischen, seine überlegene Ausstrahlung, Inspirationsfähigkeit, seinen ansteckenden Nimbus. Man möchte Anteil haben und mitmachen bei dieser verblüffenden Sprachentwicklung, die für die moderne Technik ebenso vorbestimmt scheint wie für die Globalität. Kaum noch zu zählen sind die Ausdrücke aus dem Füllhorn der Anglo-Latinität, die sich (von *recorder*, *container* über *investment* und *marketing* bis zu *joker* und *mobbing*) in unserem Alltag etabliert haben. Vielleicht ist es die sprachliche Nachbarschaft vom Altenglischen her, die uns Deutsche wach macht für die Reize der neuen Teil-Romanisierung.

Was unsere Werbung hier bietet – oft mit Pfiff und Humor – erscheint wie der Versuch, in den sprachlichen Integrationsprozess der Angelsachsen mit ‚einzusteigen‘. So wirbt Audi für ein Fahrzeug wie folgt: „*Playstation. Audi TT Roadster. Driven by instinct*“. Oder die Firma Mauser für Büromöbel: „*Mauser Office. The spirit of work*“ (Anzeige Spiegel 35/1999). Hier wird weniger für den Export getextet als für den Trend der Deutschen selbst, den die Werbung unfehlbar potenziert.

Aber zurück. Das Zweisprachen-Verhältnis der mittelenglischen Zeit brachte bekanntlich auch eine gewisse Verwahrlosung der unbeaufsichtigten Volkssprache mit sich, eine Lockerung ihrer Normen. Als besonders folgenreich erwies sich die Vernachlässigung der nominalen und verbalen Flexion (von altenglisch „*singan*“ blieb e. g. in stufenweiser Minderung nur „*sing*“ übrig). Dieser Abschleiß von Unterscheidungen hat nun das Eindringen und die weitere Rezeption des romanischen nordfranzösischen Vokabulars erleichtert. Sie hat aber das Englische noch in anderer Hinsicht rezeptionsfreudig werden lassen: Sie hat es auch im Sinne der direkteren Latinität der Fach- und Gelehrtensprachen des Mittelalters beeinflusst. Wo die Fallstricke der Flexion fehlen, lässt sich mit allem fremden Zuwachs in einer Sprache leichter hantieren.

Romanität und Latinität

Man darf annehmen, dass sich, zumal in sprachlich kritischen Phasen, das Gelehrtenlatein glatter

und weniger kontrastierend in die Umgangssprache einfügte als bei anderen Nationen. Als Grund kommt auch in Betracht, dass diese nüchterne Latinität von dem stärker bezaubernden Lateincharakter des in vollem Vorrücken begriffenen Romanischen gleichsam mitgezogen wurde.

Es bildete sich, so scheint es, eine romanisch-lateinische Rezeptionsschiene, ein Gleichgang, dessen Wirkungen bis heute zu fassen sind, und der dazu beiträgt, das Angelsächsische zu einer Heimat der Fachsprachen zu prädestinieren. So hat sich auch direktes Latein in der Alltagssprache vielfach durchgesetzt und gehalten. Erinert sei an: *terminus – formula – liquor – linctus – abdomen – conspectus – sarcophagus – radix – verbatim – affidavit* (um auch das Mittellatein zu Wort kommen zu lassen). Dazu die Präposition *versus*, die wir gerade ins Deutsch zu übernehmen im Begriff sind. Mit etwas Eifersucht möchten wir vom bequemen Lateinverhältnis des Englischen mitprofitieren. Und damit an Vorzügen teilhaben, die anderen, auch romanischen Sprachen abgehen, da sie das Kongruenzverhältnis in der Rezeption, das durch Englands Geschichte bedingt ist, nicht hatten. Es war der zeitliche Zusammenfall von Romanisierung und Übernahme der Fachsprachen-Latinität, welche die englische Überlegenheit begründete.

Unter den Faktoren, welche die glatte Lateinrezeption im Englischen gefördert haben, darf sein Klang und Tongefüge nicht vergessen werden. Jede Sprache hat ihr musikalisches Genie, erklärte zur Goethezeit CLEMENS BRENTANO, als er seiner Schwester BETTINA zum Erlernen des Englischen riet. – Als, Jahrhunderte früher, der englische Grundklang sich unter der Einwirkung des gewaltigen romanischen Lehnwörterchatzes ausbildete, als die Gegensätze und Eigenarten der Sprachstämme aufeinandertrafen, waren die Folgen wohl von niemand zu ahnen. Wer sollte absehen, dass dies spannungsreiche, mit mancherlei Dissonanzen durchsetzte Sprachgebilde einst die Völker entzücken würde mit seinen Merkmalen, welche freilich Selbstvertrauen, Keckheit und zugleich Gelassenheit, Toleranz, Geist und schließlich Weltläufigkeit signalisieren?

Fachsprachen-Muttersprache Englisch?

In dieses von der Romanität mitbestimmte Klanggebilde ist nun auch die direktere Latinität der Gelehrten-, Schul- und Fachsprachen hineingenommen und hier klanglich derart ‚vereinahmt‘ worden, dass sie, trotz unveränderter Schreibung, zur Anglo-Faszination anderer Nationen beiträgt. Auch vom Lateinischen lässt man sich lieber ‚anstecken‘, wenn es im englischen Gewand erscheint.

Dass sich das gesprochene Englisch so sehr von der Schriftsprache unterscheidet (wobei auch der Zeitpunkt des Buchdrucks in England (1477) mitspielt), macht unseren Sachverhalt, die romanisch-lateinische Kongruenz, nur desto markanter. Auch das direkteste Latein wird als besonders ‚englisch‘ wahrgenommen und, je nachdem, genossen.

Wie elegant und zwanglos sich fachsprachliche Formeln im Angelsächsischen bilden und dann international einführen können, wurde oben schon an Beispielen aus der Medizin gezeigt, an AIDS oder BSE, das aus zwei Elementen umgangssprachlicher Romano-Latinität sowie einem direkt graecolateinischen Fachwort gebildet ist: „*bovine spongiform encephalopathy*“.

Eine ähnliche neue Formel lautet abgekürzt „Dynesys“ entsprechend „*Dynamic neutralization system for the spine*“.

Zusammenfassung

Der Bildungsweg Europas ist größtenteils ein Gang der Romanisierung, hinter welcher die Graecolatinität mit ihren vielfältigen Impulsen steht. Auf diesem Gang hat unser Kontinent in Gestalt der italienischen, spanischen, französischen Romanität (um nur diese wichtigste Trias zu nennen) die Graecolatinität in immer neuen, wirkungsstarken Brechungen übernommen und tradiert. Heute ist, möchte man sagen, die angelsächsische Romanität und Latinität an der Reihe, diese Einwirkung fortzuführen.

Jedoch gibt es einige Unterschiede gegenüber früher, die auch dann gelten, wenn wir von dem äußerlich bedingten Anglo-Vorrang (seine Gründe wurden oben aufgezählt) einmal absehen. Dazu gehört:

I) Der Umstand, dass in England einst nur eine ‚halbe‘ Romanisierung eintrat und eine germanische ‚Hälfte‘ aus dem Altenglischen als Basis zurückblieb. Aus der Mischung erwuchs eine fesselnde Sonderform der Romanität mit vielen eigenständigen Merkmalen, wozu auch ein neuartig unbefangenes Verhältnis zum direkten Latein gezählt werden kann.

II) Das unterschwellige Bemühen um germanisch-romanische Ausgewogenheit ist in der Sprache noch heute wirksam. Es hat die Ausstrahlung eines noch unabgeschlossenen, unentschiedenen und lebensvollen Prozesses. Damit gewinnt er das Interesse auch anderer Nationen und verführt sie zur rezeptiven, gelegentlich auch aktiven Beteiligung vermöge der Aufnahmebereitschaft ihrer je eigenen Sprache.

III) Ein weiteres Moment, die besonders starke romanisch-lateinische Kongruenz und Kompatibilität im Angelsächsischen (über deren Anlass wir sprachen), liefert der Welt, könnte man sagen, ein verlockendes Angebot. Bietet es doch die Möglichkeit einer umfassenden Umgangs-Fachsprache oder Fach-Umgangssprache für alle Bereiche, die auf ein solches Instrument angewiesen sind. Das betrifft nicht nur die Wissenschaften, sondern zugleich viele sachbezogene Lebensbereiche von Sport und Technik bis zu Handel, Verkehr und Medienwesen, die längst ihre je eigene Fachlichkeit samt Fachvokabular entwickelten und alle zum Globalen drängen.

Kein Beispiel könnte schlagender sein als Elektronik, Computerwesen und Vernetzung, die konform mit der neuen Sache in wenigen Jahren unsere Sprache überflutet und verändert haben. Die Notwendigkeit eines Welt-Fachsprachensystems – für welches ja auch das pure Latein schon vorgeschlagen wurde – bewegt Angehörige aller Völker. Und man kann wohl niemandem einen Vorwurf daraus machen, wenn er hier Partei nimmt und z. B. die angelsächsische Möglichkeit favorisiert.

Anglodeutsch als letzte romanisierte Sprache Europas?

Jedoch: Muss man bei alledem betonen, in welche verwirrende Lage unsere deutsche Sprache geraten ist und weiter gerät? Was ist ihre

künftige Rolle? Lässt sich die Entwicklung noch beeinflussen? – Natürlich hängt ihre prekäre Lage auch mit der engen Nachbarschaft zusammen, die sie mit dem germanischen Teil des Englischen verbindet und die uns die Problematik des romanischen Anteils verhüllt.

Es ist zwar nicht zu erwarten, dass wir bald nur noch englisch reden. Aber wir steuern auf eine Sprachvermischung hin, die sich mit der englischen selbst im Spätmittelalter vergleichen lässt. In unserer Werbesprache fehlt dazu nicht mehr viel: „*Cash* nach dem *Crash*“ verheißt eine deutsche Unfallversicherung. – „Luxus, *Lifestyle* und Leidenschaft“ verspricht AutoForum dem Leser, und „*Sneak preview* erneut ausverkauft“ meldet die lokale Oberhessische Presse. – Aus der Zeitschrift „Eltern“ wurde neuerdings „Eltern. For Family“.

Der Latinist, der die Wandlungen der Römersprache in der Geschichte beobachtet und von diesem Schauspiel notwendig gefesselt ist, tut sich als Ratgeber hier schwer. Bedeutet mehr Englisch nicht mehr Latinität? Gleichwohl hat er zu warnen. Er kann mithelfen, die Lage so gut als möglich bewusst zu machen und sie zu objektivieren. Er kann versuchen, Gründe und Grenzen aufzuzeigen und Bedingungen zu finden, unter denen sich unsere Sprache in ihrer gewachsenen Form vielleicht wahren lässt. Moderne Fremdsprachen entfalten u. U., wie das Englische beweist, eine solche Suggestivkraft und Attraktion, dass ein Notstand für die eigene Sprache entsteht. Die Situation ruft geradezu nach Gegengewicht und Ausgleich und Hilfe angesichts unseres fast bewusstlosen Anglisierens. Nur der sprachliche Durchblick, den eine frühzeitige und gründliche Lateinschulung vermittelt, könnte hier helfen.

Es ist eine entscheidende Schwachstelle der Bildungspolitik, dass unserer Jugend dieses Hilfsmittel weithin entzogen wurde. Eine Wiederherstellung der altsprachlichen *eruditio* nach den ehemaligen schulischen Maßstäben würde die jungen Menschen befähigen, die Zusammenhänge richtiger einzuschätzen und zu werten.

WALTER WIMMEL, Marburg

Für freundliche Hilfe und Anregung dankt der Autor Otto Schönberger, Claus Uhlig, Jürgen Werner und Karl Graach.

Lateinunterricht und die Effizienzerwartung der Moderne

In einer Vertreterin der Gymnasialfächer Englisch und Französisch wird man sicher nicht eine Fürsprecherin für Latein vermuten, oder doch? Vielleicht interessiert ihre Sicht auf den Lateinunterricht aber doch manchen Altphilologen.

Erst kürzlich hat ULRICH GREINER in seinem Artikel „Die Begründungsfalle – Zur Legitimierung der altsprachlichen Bildung“ (FORUM CLASSICUM 2/2000, S.84-94) einige Argumente dargelegt, die allerdings eher gegen als für den lateinischen Sprachunterricht sprechen. Das gängige Argument für Latein „wer Latein könne, dem falle Englisch und Französisch gewissermaßen im Fluge zu“ kommentiert er mit: „aber jeder verständige Zeitgenosse wird sich fragen, ob es nicht gescheiter wäre, den Kindern gleich die modernen Fremdsprachen beizubringen, in jenem Alter nämlich, da sie von einer geradezu verblüffenden Lernfähigkeit sind ...“ (S.86/1). Dem Verfasser dürfte aber doch klar sein, dass mit der Kenntnis einer einzigen lateinischen Vokabel oder Vorsilbe sich dem in dieser Hinsicht geschulten Lerner gleich eine Fülle von englischen und französischen Wörtern wenigstens in ihrer Grundbedeutung erschließt, während der Lateinunkundige, sich jedes Wort einzeln aneignen muß (sofern der Englisch-Französischlehrer nicht auf die bei Rotter/Bendl, Your Companion to English Texts, Manz Verlag München 1978 vorbildlich zusammengestellte Liste von 30 Vorsilben mit Bedeutungserklärungen hinweist).

Ein Beispiel soll genügen: *audire* lässt ohne Mühe wenigstens die Grundbedeutung von englisch (*in*)*audible*, *audibility*, *auditory nerve*, *audience*, *audiometer*, *audition*, oder französisch

audible, *audience*, *audiovisuel*, *elle*, *auditeur*, *audition*, *auditif*, *ive* verstehen.

In diesem Zusammenhang erwarte ich natürlich, dass die Verfasser einer lateinischen Schulgrammatik z.B. bei den so entscheidenden Listen der 3. Konjugation ihre Auswahl nicht allein nach der Frequenz bei den lateinischen Autoren treffen. Im Fall von *procedere* z.B. ist mir diese Frequenz nicht bekannt, aber wenn man bedenkt, dass es schon auf dem Flughafen heißt *Please proceed* (und nicht *go*) *to gate* ...

ULRICH GREINER greift die „Modernisten und Effizienzfanatiker“ (S. 86/2) als Gegner des Lateinunterrichts an. Die eben aufgeführten Beispiele lassen schon erahnen, wie effizient Kenntnisse des lateinischen Grundwortschatzes helfen, moderne englische/französische Texte zu erschließen. Bedenkt man, dass die Verfasser der hochgerühmten amerikanischen Gegenwartsliteratur (die schon 16-jährige Schüler im Original lesen wollen und u. U. auch können) sich häufig eines sehr latinisierten Wortschatzes bedienen, dann sehe ich hier eine Möglichkeit für den lateinischen Sprachunterricht, sich effizient in die Moderne einzubringen.

Wäre es nicht reizvoll, den folgenden Fragebogen (in Zusammenarbeit mit den Englisch-Fachkollegen?) von Schülern mit Lateinkenntnissen (und auch von solchen ohne Lateinkenntnisse) bearbeiten zu lassen und so dem anstrengenden Lateinlernen eine moderne Legitimation zu geben?

HELGA SCHMIDT, Zorneding (Bayern)



BÖGL Druck
DRUCK

Buch- und Offsetdruck – Repro & Buchbinderei

Hauptstraße 47 · 84172 Buch a. Erlbach
Telefon 0 87 09/15 65 · Fax 0 87 09/33 19

Wortschatzerschließung in amerikanischen Gegenwartsromanen

Ohne Hilfsmittel sollen bei den fettgedruckten Wörtern die deutsche Bedeutung & lateinische Wörter/Wortstämme, -wurzeln angegeben werden, die bei der Bedeutungerschließung geholfen haben (* sehr schwierig auch für den Lateinschüler)

Fremdsprachenkenntnisse: Latein Jahre

Französisch Jahre; Italienisch Jahre; Spanisch Jahre;

weitere Fremdsprachen:

John Updike, *Couples*, 1968

- on this **terrestrial** ball ... let angels **prostrate** fall
- for **intermittent** moments
- as if to **hibernate**
- that **deceptive** flat land
- he sought to **transpose** the **desiccated*** forms of Christianity into financial terms
- the **immodesty** of the position
- a troubled **disquisition** on property
- **captive** to his lie, he turned away
- ... was scarcely **audible**
- the **ascending** din (noise)
- ... came from the **anteroom**
- There were jokes about the possibility of **quintuplets** like those born in South Dakota the previous month

Don DeLillo, *Underworld*, 1997

- I **genueflect**
- a **vendor** selling sugarcane
- we eventually **succumb** to time
- a small ... **annuity** (to pay)
- She made the sign of the cross, murmuring the **congruous** words
- This question was **insistent** in her life
- a young nun in **secular** dress
- a landscape of **vacant** lots filled with years of **stratified deposits**
- city workers came periodically to **excavate** the site

Mary Higgins Clark, *We'll meet again*, 1999

- He noticed how she sat, tall, almost **regal**
- She smiled **indulgently**
- the **prosecutor** had **subpoened*** her
- Molly was totally **devastated**
- He was always trying to **ingratiate** himself with wealthy people
- one of the biggest **donors** to the library fund
- he'd read **voraciously**

- he smiled down on her **benignly**
- if you're absolutely **candid** with me
- a **dedicated** doctor
- with the privilege of **longevity** in the job
- **ludicrous*** as it was
- Had she been **deluding** herself?
- he was charged with **vehicular* homicide**
- she felt a sudden **exhilaration**
- an exact **replica** of her suite at home
- It would just make you **vindictive**
- a **quadruple** bypass (*medicine*)
- **coronary occlusion*** (*medicine*)
- a **tacit** acceptance
- Lucy and her mother frequently **conferred** about her choices in boyfriends
- This could be our **salvation**
- There were dark **crescents** under her eyes

Elizabeth George, Deception on his Mind, 1997; In Pursuit of the Proper Sinner, 1999

- long before its **inception**
- a **facile** solution
- his sudden **proximity** frightened her
- her plans will go forward ... **unimpeded** in any way
- no one was ever to speak to his wife without ... **subservience*** in his voice
- difficulties would be in the position of trying to **placate** him
- that fact **exonerated** the young man from any part in Q's death
- that possibility shouldn't have **obviated** the potential guilt of
- ... red hair **receding** from his forehead
- an **ardent** viewer
- Q's **putative** lover
- **tepid** water
- The whiskey ... had **elicited** from H. the sort of professional war stories
- she inhaled, and held the wonderful, **noxious** fumes within her lungs
- the **ensanguined** clothing
- the strong scent ... seemed to **permeate** his lodgings
- ... had made the man so **loquacious**

John Grisham, The Partner, 1997 (*juristische Ausdrücke!*)

- the **sole beneficiary**
- to **dismiss** a charge
- **fraud**
- to **incarcerate** sb
- **litigation**
- **propensity** to flee
- **violation**

Wolfgang Schadewaldt und ...

Rückblick auf ein wissenschaftshistorisches Colloquium zum 100. Geburtstag des Gelehrten

Am 19. und 20. Mai 2000 fand in der Universität Tübingen unter dem eher einengenden Thema „WOLFGANG SCHADEWALDT und die Gräzistik des 20. Jahrhunderts“ eine mehrteilige Vortragsfolge statt, welche die Glanzzeit der Philologie am Neckar noch einmal lebendig werden ließ: Von 1950 bis 1965 pilgerte man zum Studium – ob Philologe oder nicht – nach Tübingen, um SCHADEWALDT zu hören und zu erleben. Am 15. März 2000 wäre er 100 geworden, und das gab Anlass, ein Panorama seiner Ausstrahlung auf vielen Gebieten der Wissenschaft und Literatur auszubreiten; denn kaum ein Gelehrter aus der Klassischen Philologie hat nach dem 2. Weltkrieg so nachhaltig wie er ins Bewusstsein der Öffentlichkeit hinein über den akademischen Elfenbeinturm hinaus gewirkt:

- als HOMERMULTIPLIKATOR (wie man heute sagt), der durch seine Prosaübersetzungen der homerischen Epen geradezu Bestsellerautor wurde, – wobei dem überwiegenden Teil der Leserschaft die homerische Frage, zu deren Beantwortung der Homerforscher SCHADEWALDT Entscheidendes beigetragen hat, sicher egal ist,
- als GOETHEFORSCHER und -interpret, der weit in die Germanistik hinein wirkte und dessen GOETHEWÖRTERBUCH unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist,
- als Tragödiendeuter und -übersetzer, der zahlreiche antike Theaterstücke auf deutschsprachigen Bühnen heimisch werden ließ,
- als Epochendeuter, der in der Humanismus-Diskussion, vorläufig zum letzten Mal, eine weithin akzeptierte, jedenfalls vieldiskutierte Wirkungsbasis des Griechentums zu formulieren versuchte, indem er den Modellcharakter der Antike als Angebot für heutiges Denken und Verhalten herausstellte,
- als Theoretiker und Praktiker des „dokumentierenden Übersetzens“, der durch genau reflektiertes (und dennoch verständliches) Übertragen von griechischer Sprachstruktur, Bildvorstellung und Begriffswelt dem Modellgedanken über die Fachwelt hinaus Geltung verschaffte.

Die Ernte dieses weiten Feldes, dem noch die Parzellen der antiken Kunst (deren Rolle in SCHADEWALDTS Denken durch seine Tochter DOROTHEA ARNOLD wegen deren Erkrankung nicht dargestellt werden konnte) und die (ebenfalls nicht zur Sprache gekommene) Theologie hinzuzufügen wären, wurde im Colloquium eingebracht.

War die Veranstaltung nur eine *memoria temporum praeteritorum*? Immerhin war sich die Universitätsleitung der Ära eines ihrer Großen im 20. Jahrhundert wohl bewusst: die Teilnehmer des Colloquiums wurden durch den Prorektor begrüßt und vom Rektor – beide keine Philologen – zu einem abendlichen Empfang geladen.

In zehn Vorträgen von Schülern und jüngeren Weggefährten des Meisters erstand, Schritt für Schritt, ein facettenreiches Bild des Gelehrten, Lehrers, Publizisten und weltoffenen Promotors der Antike.

Der weitgespannte Bogen, der im einzelnen hier nur unzureichend nachgezeichnet werden kann – das meiste wird gedruckt vorgelegt werden –, begann mit HANS JOACHIM KRÄMERS (Tübingen) druckreif formuliertem Vortrag über „WOLFGANG SCHADEWALDT und das Problem des Humanismus“, worin der SCHADEWALDTSche Modellgedanke – umfassender als WERNER JAEGERS Humanismusbegriff und von dessen Vorbildfunktion gelöst – hergeleitet und ausgebreitet und gegen GADAMERS philosophische Hermeneutik abgegrenzt wurde. Das „Modell“ ist offen und flexibel, da es nicht oktroyiert wird, sondern von der Moderne adaptiert werden kann.

WOLFGANG KULLMANN (Freiburg), ältester anwesender SCHADEWALDT-Schüler, entfaltete SCHADEWALDTS lebenslange Beschäftigung mit HOMER. Man erfuhr, dass der Beginn der HOMERÜBERSETZUNG schon vor den „Iliasstudien“ (1938) anzusetzen ist. Das wissenschaftliche Oeuvre endet mit dem Buch „Der Aufbau der Ilias“ (postum 1975). Nach all den Bemühungen um die Einheit der Ilias und die Zwei-Schichten-Theorie der Odyssee gelangt SCHADEWALDT zur Neo-Analyse, derzufolge HOMER auf ältere kyklische Epen zurückgegriffen hat. Wenn-

gleich SCHADEWALDT den Höhepunkt in der HOMERforschung markiert, so ist doch die heutige HOMER-Rezeption und -Wertschätzung weit mehr auf seine HOMERÜBERSETZUNGEN zurückzuführen. Durch sie ist er im Umgang mit HOMER lebendig geblieben.

„Homerisch = goethisch“ ist eine der Formeln, die SCHADEWALDTS jahrzehntelange Begegnung mit GOETHE einsichtig machen. ERNST-RICHARD SCHWINGES Ausführungen zu „SCHADEWALDTS Studien zu GOETHE“ schlossen sich daher wie selbstverständlich an das HOMERthema an. SCHADEWALDT, als „Goethiker“ autochthon und vom GEORGEKREIS unberührt, verstand den Dichter als Ontiker, er vertrat ein statisches GOETHEbild in ahistorischer Betrachtungsweise und empfand GOETHE als *primum movens* seiner eigenen Beschäftigung mit griechischem Geist und griechischer Literatur. Seine Erkenntnisse über GOETHES Sprache schlugen sich folgerichtig in der eigenen Sprachkraft und Formulierungskunst nieder.

Dieser Gedanke konnte überleiten zu KLAUS OEHLER (Hamburg) und seinem Vortrag „Semiotische Einblicke in die Begriffswelt SCHADEWALDTS“, der unter dem Oberthema „Bild – Zeichen – Wort – Gleichnis“ stand. OEHLER machte deutlich, dass SCHADEWALDT – was manchmal abgestritten wird – durchaus eine nahe Beziehung zur Philosophie hatte, die nicht nur in seiner Freundschaft mit HEIDEGGER begründet war. SCHADEWALDTS Begriffswelt wurde in Vergleich zu Gegenwartsströmungen wie Strukturalismus gesetzt und zugleich davon abgesetzt. Kennen konnte SCHADEWALDT die moderne Semiotik noch nicht, kam aber deren Ergebnissen in der Sache nahe; denn bereits in der platonischen Philosophie seien sie angelegt. Schon aus dem Jahre 1950 wurde von einem Seminar über PLATONS Siebten Brief berichtet. Die griechische Sprache sei im Ansatz philosophisch, das war seine Überzeugung, und „SCHADEWALDT war ein Denker, nicht nur ein Zusammensteller“.

Der zweite Tag des Colloquiums war schwerpunktmäßig dem Theatermann SCHADEWALDT gewidmet. Zunächst gewährte UTE URSULA SCHMIDT-BERGER (Leutkirch) einen existentiell begründeten Einblick in ihre oberschwäbische Werkstatt des Umgangs mit „WOLFGANG SCHADEWALDTS Antigone-Übersetzung im Gymnasium“

(so der Untertitel ihres Vortrags). Von dort schlug sie den Bogen in Richtung auf „Die deutsche Antigone – Sophie Scholl“ (so der Haupttitel), die „Frau des 20. Jahrhunderts“, über die Frau SCHMIDT-BERGER aufgrund ihrer persönlichen Beziehung zu Sophies Schwester, INGE AICHER-SCHOLL, präzise Aussagen wagen und die „Weiße Rose“ mit deren moralisch-philosophischem Hintergrund authentisch darstellen konnte: die Gruppe orientierte sich auch an der mythischen Gestalt der sophokleischen Antigone, während die historische SOPHIE SCHOLL ihrerseits der Mythisierung unterliegt, wozu Beispiele genannt wurden.

Unterbrochen wurde der Fluss des Theatralischen oder der Drang zum Theater durch die als Causerie vorgetragene Ausführung des aus Rom angereisten Gastes LUIGI ENRICO ROSSI zu „WOLFGANG SCHADEWALDT und die griechische Lyrik“. Vier „Glaubensbekenntnisse“ zum altgriechischen lyrischen Gedicht legte ROSSI ab, die alle SCHADEWALDTSchen Auffassungen diametral entgegengesetzt waren. Sätze wie „Geistesgeschichte existiert nicht“, „In den Werken Pindars ist keine Einheit erkennbar“ oder „Aus den Gedichten Sapphos lässt sich nichts Biographisches entnehmen“ mussten auf Widerspruch stoßen. Wer einst SCHADEWALDTSche Vorlesungen gehört hat, kann sich mit Vergnügen vorstellen, wie süffisant er solche überspitzte Einlassungen seiner Freunde zerpfückt hätte.

Kulminieren sollte das Colloquium (wenn es denn Absicht war, so ist sie gelungen) in den beiden Beiträgen über SCHADEWALDTS Verhältnis zur griechischen Dramatik: Hörsaalkathedr und Schauspielbühne präsentierten sich in den zwei Vortragenden HELLMUT FLASHAR (München) und HANSGÜNTHER HEYME (Ruhrfestspiele Recklinghausen). Beider Gegenstand: SCHADEWALDT und das Theater.

FLASHAR gab mit seinem Vortrag „WOLFGANG SCHADEWALDT und die griechische Tragödie“ einen glasklaren, SCHADEWALDTScher Rhetorik würdigen Einblick in die vier Hauptarbeitsgebiete des Meisters zur griechischen Tragödie: 1) Analysen und Interpretationen, 2) Verhältnis zur neuzeitlichen Dramatik und Musik, 3) Realisierung antiker Dramen in angemessenen Übersetzungen auf

heutigen Bühnen, zentrale Rolle des Wortes, 4) Gesamtaspekt der griechischen Tragödie, der postum als „Die griechische Tragödie“ (1990) veröffentlicht ist. Die Prägung durch die Poetik des ARISTOTELES ist unverkennbar, als grundlegende SCHADEWALDTSche Bestimmung konstatiert FLASHAR für die Tragödie „Leid und Streit“. Als Bestes hat der neue und erstmalig formulierte Abschnitt über EURIPIDES zu gelten.

Zur Bühne wurde das Katheder durch HEYMES narrative Darstellung: „SCHADEWALDT: ein Mann des Theaters“. Als Theatermann führte HEYME seinen Kollegen SCHADEWALDT in realen Situationen der Zusammenarbeit vor. Gemeinsame Basis war die Treue zum Wort, um das sie oft zu frühmorgendlicher Stunde in der SCHADEWALDTSchen Wohnung rangen. Durch SCHADEWALDTS Übersetzungen angeregt, transportierte HEYME die griechische Tragödie bis Taschkent und Indien. Man glaubte einem homerischen Sänger zu lauschen, wenn HEYME Tübinger Österbergszenen vortrug.

SCHADEWALDT als Übersetzer, von THOMAS ALEXANDER SZLEZÁK (Tübingen) referiert, war mit gutem Grund ans Ende der Vorträge gesetzt; war doch das Übersetzen die wichtigste Tätigkeit in SCHADEWALDTS letztem Lebensdrittel. Nur Texte von hohem dichterischem Rang hat er übersetzt, insofern war er „Großwildjäger“. Als Prinzip verfocht er das „dokumentierende Übersetzen“, für das er (im Gefolge LUTHERS) folgende Kriterien entwickelte: 1) Vollständigkeit ohne Streichung oder Hinzufügung, 2) Bewahrung der ursprünglichen Bilder und Begriffe, 3) Einhaltung der Abfolge der Bilder und Vorstellungen. Härten der deutschen Sprache gegenüber werden in Kauf genommen, aufs Metrum wird verzichtet, es ergibt sich so etwas wie eine „poetische Interlinearversion“. SCHADEWALDTS Übersetzungen gehören, so der Anspruch, in die griechische Literatur, nicht so sehr in die deutsche.

Kennzeichnend für die gegenwärtige Einschätzung der Person SCHADEWALDTS in der

Öffentlichkeit mag es sein, dass die einheimische Presse sich nur für zwei Aspekte interessierte und darüber Furore zu machen versuchte: im *Negative*n das Verhalten des HEIDEGGER-Freundes SCHADEWALDT während des Dritten Reiches, wozu der in gebrochenem Deutsch plaudernde amerikanische Wissenschaftshistoriker WILLIAM M. CALDER III (Urbana, Illinois) gleich zu Beginn des Colloquiums unter dem Thema „Only EURIPIDES: WOLFGANG SCHADEWALDT and WERNER JAEGER“ den „anstößigen“ Anstoß gegeben hatte; – im *Positive*n das gastfrei-jovial „monströse“ Auftreten SCHADEWALDTS im Umgang mit der Theaterwelt, wovon, wie schon erwähnt, HANSGÜNTHER HEYME in unnachahmlicher Weise erzählte.

Dass sich die heutige Studentenschaft kaum mehr mit dem wissenschaftlichen Werk SCHADEWALDTS beschäftigt, ja es vielleicht gar nicht mehr kennt, zeigte sich daran, dass Studenten im Auditorium nicht ausgemacht werden konnten. Auch die jüngsten Schüler SCHADEWALDTS sind jetzt zwischen 50 und 60. Sie machten denn auch den Hauptteil des Auditoriums aus.

Die Ausstrahlung WOLFGANG SCHADEWALDTS scheint sich ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod aus dem Elfenbeinturm der Wissenschaft und des Hörsaals ganz in die literarische Taschenbuchwelt seiner Übersetzungen HOMERS und der griechischen Theaterstücke einerseits und auf die Theaterbühne, wo seine Übersetzungen aufgeführt werden, andererseits verlagert zu haben. Er selbst wäre sicher der letzte, der darüber unglücklich wäre.

So war es nur folgerichtig, dass das Tübinger Colloquium, das der Gefeierte wohl noch lieber als echtes Symposium veranstaltet gesehen hätte, mit der Rezitation ausgewählter Schlüsselszenen aus SCHADEWALDTS Ilias-Übersetzung durch RICHARD KANNICHT (Tübingen) sein beglückendes Ende fand.

GOTTFRIED KIEFNER, Tübingen

Herrmann Steinthal zum 75. Geburtstag

Der Ehrenvorsitzende unseres Verbandes, Prof. Dr. HERMANN STEINTHAL, hat am 16. September 2000 seinen 75. Geburtstag begangen – ein Anlass auch für uns, ihm zu danken und uns bewusst zu machen, wie er sich für unsere Sache einsetzt und was er uns bedeutet.

HERMANN STEINTHAL wuchs in Stuttgart auf. Das Studium der Altphilologie und Germanistik schloss er 1951 in Tübingen ab. Nach der Nazi-Barbarei, unter der er schwer gelitten hat, waren die Schul- und Studienjahre nach dem Krieg, trotz Hungers, für ihn „wie das Paradies“. Seine grundlegenden Erfahrungen als Lehrer sammelte er am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart und am dortigen Abendgymnasium, das er, von 1956 an, fünf Jahre lang leitete. 1961 wurde er Fachleiter am Studienseminar.

Seine legendäre Zeit als Leiter des Tübinger Uhland-Gymnasiums begann 1966, also kurz vor der Studentenrevolte. Gerade in jenen Jahren lieferte er zahlreiche Proben seiner mit Konzilianz gepaarten Standfestigkeit. In der revolutionär-aufgeheizten Atmosphäre des Jahres 1968 schrieb er: „Ich neige nicht zu scharfem Umsturz, sondern bin von mehr bewahrender Gemütsart, mit der ich aber doch eine gewisse neugierige Unruhe meines Inneren verbinde, die mich verhindert, dem Hergebrachten nur so einfach zu trauen.“

Von 1977 bis 1981 war HERMANN STEINTHAL Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes. Aus dieser Zeit stammt sein vielzitiertes, nach wie vor gültiges Diktum, wer heute die Alten Sprachen verteidigen wolle, müsse „seine Schanzen weit draußen bauen“. Es war ein großes Glück, dass er der Vorstandsarbeit auch nach seiner Amtszeit als Vorsitzender treu blieb. Sein Weitblick, aber auch seine Uneigennützigkeit haben nach einhelliger Überzeugung dem Verband Halt gegeben. – STEINTHALS rastloser Einsatz für die Alten Sprachen zeigte sich auch darin, dass er nach dem Eintritt in den Ruhestand die mit viel Mühe

verbundene, wichtige Aufgabe des Mitherausgebers der Zeitschrift „Gymnasium“ übernahm. 1995 wählten ihn die Mitglieder des Vorstands und der Vertreterversammlung einstimmig zum Ehrenvorsitzenden des DAV.

Unser Tübinger Fachkollege HELMUT STORCH, der als Lehrer am Uhland-Gymnasium mit dem Schulleiter STEINTHAL die ganzen 23 Jahre zusammengearbeitet hat, charakterisierte ihn einmal so: „STEINTHAL ist gleichzeitig – oder jeweils – altersweise und jugendlich unbekümmert, offen und verhalten, humorvoll und ernsthaft, scharfsinnig und phantasievoll, hintergründig und unbeschwert, vernünftig und bisweilen verwegen frei, gewissenhaft und großzügig, eigen und gesellig, philosophisch und praktisch, aufgeklärt und religiös.“

In Tübingen konnte man Fähigkeiten STEINTHALS kennenlernen, die weit über die Erwartungen an einen Altphilologen und Schulleiter hinausgehen: Mit Schülern des Uhland-Gymnasiums brachte er zwei von ihm selbst besorgte Aristophanes-Bearbeitungen auf die Bühne, die „Vögel“ und den „Frieden“; dabei fungierte er als Übersetzer, Stückeschreiber (große Teile der Bearbeitungen kamen aus STEINTHALS Feder), Regisseur, Theaterdirektor und sogar als Komponist! – STEINTHAL spielt Geige und Bratsche. Übrigens hat er beim Musizieren seine Frau kennen gelernt.

Zu den Gestalten der Antike, die ihm besonders am Herzen liegen, gehört PLATONS SOKRATES. Das zeigt sich auch in seinen neueren Arbeiten („Tugendwissen. Ein Kardinalproblem griechischer Philosophie“, Mitteilungen des DAV Ba.-Wü. 1/2000; „Platons problematische Lehre“, Gymn. 1/1996). Sogar die Art, wie er seine Gedanken ausdrückt, erinnert in mancher Hinsicht an SOKRATES: Er begnügt sich nicht damit, verstehbar zu machen, was er sagen will; er regt die Zuhörer und Leser gleichzeitig dazu an, eigene Gedanken zu entwickeln und für sich selbst Folgerungen zu ziehen.

Mit diesem Geburtstagsgruß möchten wir Ihnen, sehr verehrter, lieber Herr STEINTHAL, nicht nur für Ihre unermüdliche, wahrhaft vorbildliche Arbeit danken, sondern Sie auch ermuntern, noch lange im Vorstand unseres Verbandes mitzuwir-

ken und, wie bisher, mit Ihrer Weisheit, Ihrer Vermittlungskunst und Ihrem herzerfrischenden Charme bei der Bewältigung schwieriger Situationen mitzuhelfen.

HELMUT MEIßNER

Friedrich Maier zum 65. Geburtstag

Am 21. Oktober 2000 feiert der Vorsitzende unseres Verbandes, Professor Dr. FRIEDRICH MAIER, seinen 65. Geburtstag. Dieses Amt hat er nun bereits seit einer Rekordzeit von fast acht Jahren inne. Und wenn er sich diesmal nicht energisch gegen eine erneute Kandidatur gewehrt hätte, würde er im kommenden Frühjahr gewiss ein weiteres Mal gewählt!

Die außerordentlich lange Amtszeit FRIEDRICH MAIERS ist aber nur einer der vielen Superlative, die sich wohl jedem aufdrängen, der seine Leistung würdigen möchte: Man denke z.B. an die stupende Zahl seiner Veröffentlichungen, an den außerordentlichen Erfolg seiner dreibändigen Didaktik, an die vielen von ihm durchgesetzten Neuerungen in der Verbandsarbeit oder an die Rekordteilnehmerzahlen bei „seinen“ DAV-Kongressen.

Der äußere Werdegang, der zu diesen Superlativen führte, wirkt demgegenüber erstaunlich unspektakulär: FRIEDRICH MAIER stammt aus der Oberpfalz, sein Geburtsort ist Neunburg vorm Wald. In Cham besuchte er das Gymnasium, wo ihm das Fach Griechisch besonders zusagte. Bereits während der Schulzeit stand für ihn fest, welche Studienrichtung er wählen würde: „Mein Ziel lag schon damals klar vor Augen: das Studium der klassischen griechischen und lateinischen Sprache“ schrieb er selbst. So studierte er ab 1956 Klassische Philologie und Germanistik an der Universität München und legte 1961 das Erste Staatsexamen ab. Er promovierte bei FRANZ EGERMANN über den Begriff σοφός. Seine Beamtenlaufbahn begann ebenfalls in München: 1962 Wittelsbacher-Gymnasium. Weitere Stationen: das Bayerische Staatsinstitut für Schulpädagogik, die Ludwig-Maximilians-Universität München und nun, seit 1993, die Humboldt-Universität zu Berlin, wo er auf die neugeschaffene Professur für Didaktik der Alten Sprachen berufen wurde.

Zur Frage, welche Grundüberzeugung sein Denken und Handeln bestimmt, möchte ich ein kleines Erlebnis vom Marburger Kongress beisteuern: Während Prof. BASSAM TIBI über das Thema „Die Bildung der europäischen Werte und der Dialog der Kulturen“ referierte, saßen Herr MAIER und ich nebeneinander. Wie gewohnt, machte er beim Zuhören fast keine kommentierenden Bemerkungen. Aber an einer Stelle des Vortrags durchzuckte es ihn förmlich, und er flüsterte erregt: „Ja, ja, das ist richtig!“ TIBI hatte gesagt: „Der Mensch ist verantwortlich für die Steuerung der Welt. Das ist Humanismus.“

In dieser spontanen Bemerkung MAIERS wird, wie ich glaube, ein wichtiger Zug seiner Persönlichkeit erkennbar: Verantwortung ernst nehmen, vorausdenken, Schützenswertes nicht im Stich lassen. In seinen Augen kann Verantwortung sich nicht auf den engen Kreis derer beschränken, die uns unmittelbar anvertraut sind. Für MAIER reicht Verantwortung so weit wie die Auswirkungen unseres Tuns und Versäumens. Sein Verantwortungsbegriff schließt ganz offenkundig das Politische, namentlich das Fach- und Bildungspolitische, mit ein. Er ist von der Überzeugung durchdrungen, dass es in erster Linie von uns Altphilologen selbst abhängt, ob die Altsprachliche Bildung noch gerettet werden kann. Ständen die Alten Sprachen nicht vor drei Jahrzehnten schon einmal vor dem Abgrund? War es damals nicht durch die harte „Kärnerarbeit“ einiger bildungspolitisch zupackender Altphilologen, wie KARL BAYER, OTTO SCHÖNBERGER, KLAUS WESTPHALEN und anderer, gerade noch einmal gelungen, die Alten Sprachen vor dem Absturz zu bewahren?

FRIEDRICH MAIER ist Vorausdenker und Tatmensch in einem. Er interessiert sich für Wirkungszusammenhänge der Vergangenheit vor allem um der Gegenwart und Zukunft willen:

Mit welchen Mitteln lässt sich verhindern, dass die Altsprachliche Bildung in Deutschland – und nicht nur in Deutschland – ins Abseits gerät? Was kann man als Einzelner und im Verband dagegen tun? Und, vor allem, was darf man auf keinen Fall unterlassen? Er sinnt mit Kreativität und Umsicht darüber nach, wie die Bildungskräfte der Antike besser sichtbar gemacht und wie sie im Interesse der heranwachsenden Generationen dauerhaft wirksam gehalten werden können. Und mit immer wieder neuer Energie sucht er einen möglichst großen Teil dessen, was ihm notwendig erscheint, sei es zusammen mit anderen, sei es allein, in die Wirklichkeit umzusetzen.

An den meisten Fronten, an denen Altphilologen zu kämpfen haben, kämpft er ganz vorne mit. Was ihm seit Jahren besondere Sorge bereitet, ist unsere viel zu schwach besetzte fach- und bildungspolitische „Front“. Die Wirkung seiner mehrfachen Hinweise auf die Gefährlichkeit dieser Situation war für ihn unbefriedigend. Schließlich veröffentlichte er in dieser Zeitschrift einen beschwörenden – z. T. wohl bewusst herausfordernden – Appell, der eine längere intensive Diskussion in Gang setzte („Die Antike am Scheideweg“, Heft 3/99). Der Widerspruch, den er damit fast zwangsläufig auf sich zog, ist ihm natürlich nicht gleichgültig. Aber wenn es der guten Sache dient, nimmt er ihn auf sich. So ist FRIEDRICH MAIER.

Aber ich möchte über dem Kämpfer nicht den liebenswürdigen Kollegen und Privatmann vergessen. Trotz der vielen Arbeit, die er zu erledigen hat, habe ich ihn immer als aufgeschlossenen, konstruktiven, angenehmen Gesprächspartner erlebt. Etwas auf die lange Bank zu schieben ist nicht seine Art; er ruft auch umgehend zurück, wenn ein Gespräch einmal nicht möglich war. Auf seine Zusagen ist Verlass.

Ausruhen? Erholung? Zuerst kommt bei FRIEDRICH MAIER die Arbeit. Wenn seine Frau ihn nicht ab und an mit sanftem Nachdruck z. B. an die Schönheit griechischer Inseln erinnerte, würde er sich noch weniger oder vielleicht gar keinen Urlaub gönnen. Allerdings, auch im Urlaub ist er noch produktiv: Dann entstehen wunderschöne Aquarelle!

Seine Familie spielt in seinem Leben eine wichtige Rolle. Nicht von ungefähr hat er den ersten Band seiner Didaktik seiner Frau gewidmet und den zweiten seinen Kindern Claudia, Ursula und Christoph. Heute ist er mehrfacher, stolzer Großvater. Frau MAIER gibt ihrem Mann viel Unterstützung und muss doch um der Alten Sprachen willen oft auf ihn verzichten. Deshalb soll dieser Geburtstagsglückwunsch für FRIEDRICH MAIER mit einem herzlichen, dankbaren Gruß an LUISE MAIER verbunden sein!

Eine ausführliche Bilanz seiner Arbeit als Verbandsvorsitzender zu ziehen ist hier nicht der Ort. In aller Kürze aber lässt sich feststellen: Er hat es geschafft, die öffentliche „Schweigespirale“, unter der die Alten Sprachen lange gelitten haben, zu beenden und vielleicht sogar umzukehren. Prominente wagen es wieder, sich mit Entschiedenheit zur humanistischen Bildung zu bekennen!

FRIEDRICH MAIER war immer generös im Aussprechen von Dank. Sein 65. Geburtstag ist für uns, seine Mitarbeiter und Kollegen, eine willkommene Gelegenheit, auch einmal unsererseits ihm Dank und Hochachtung zu bekunden. Wir wünschen ihm und seiner Familie von Herzen weiterhin Gesundheit und Freude. Wir wissen aber: Am meisten freut er sich, wenn wir nicht nur danken und Glück wünschen, sondern – mit anpacken!

HELMUT MEIßNER

Zur Linguistik-Ausbildung im Lateinstudium

– Eine weitere Stellungnahme zur Empfehlung der gemeinsamen Kommission Sprachwissenschaft der Mommsen-Gesellschaft und des Deutschen Altphilologenverbandes (FC 3/99, 172ff.) und zur Entgegnung von Prof. Dr. R. Wachter, Basel (FC 4/99, 214ff.)

Im vergangenen Jahr erschien ein Positionspapier der „gemeinsamen Kommission Sprachwissenschaft der Mommsen-Gesellschaft und des Deutschen Altphilologenverbandes“ (FORUM CLASSICUM 3/99, 172 ff.) und prompt ging im nächsten Heft (FC 4/99, 214ff.) eine Stellungnahme von Prof. WACHTER aus Basel ein, die in eine Richtung geht, der ich nicht ganz zustimmen kann. Dass hier nichts so schädlich ist wie Polemik, möchte ich bewusst meinem eigenen Beitrag vorausschicken und ihn als rein an der Sache orientiert verstanden wissen.

Die Forderungen der Kommission sind m. E. mehr als berechtigt. Es kann nicht angehen, dass eine Wissenschaft, die wie die Altphilologie Texte in den Mittelpunkt stellt, die Untersuchung der in ihnen verwendeten Sprache immer mehr in den Hintergrund treten lässt und bestenfalls als *tour de force* der Stilübungen kultiviert.

Dabei sind die Vorschläge der Kommission eher bescheiden formuliert. So wird etwa das hervorragende und inzwischen leider vergriffene Studienbuch von H. PINKSTER, das seinerseits die von der Kommission geforderte „Vorsicht und Zurückhaltung“ gegenüber linguistischen Modellen auf fast jeder Seite umsetzt, nur in Verbindung mit drei Rezensionen zitiert, als handele es sich dabei um ein dem Studienanfänger kaum zumutbares Buch. Ferner sind funktionale Theorien, die heute immer mehr an Geltung gewinnen (z. B. S.C. DIKS „Theory of Functional Grammar“, 1991; 1997 oder R.D. VAN VALIN & R.J. LAPOLLA'S „Syntax“, 1997), nicht berücksichtigt. Gerade durch die Einbeziehung dieser Theorien könnte Studierenden der Klassischen Philologie schon in Einführungsveranstaltungen klar werden, dass

Sprachwissenschaft über die Beschreibung hinaus Erklärungen liefern und dass ihr Fernziel die Gewinnung von sprachübergreifenden gemeinsamen Mechanismen, d. h. Universalien, sein sollte.

Weiter wäre zu überlegen, ob man nicht auch fakultative Veranstaltungen einrichten sollte, so dass etwa eines der Proseminare wahlweise linguistisch sein könnte. Dabei muss jedoch auch behutsam daran erinnert werden, dass ein Mehr an Studienleistungen im Bereich der lateinischen und griechischen Sprachwissenschaft, wie es die Kommission zu Recht fordert, natürlich ein Weniger in anderen Bereichen nach sich ziehen müsste, wenn man nicht von vornherein den Unwillen der Studierenden gegen diese Reform provozieren will. Ich könnte mir gut vorstellen, dass auch die Stilübungen etwas Kürzung vertragen würden, zumal für die Schulanforderungen m. E. solide Grammatikkenntnisse, aber nicht jene virtuose Akrobatik, wie ich sie in meinem Studium Ende der 70-er Jahre noch erlebt habe, nötig ist.

Wenn der Verfasser des vorausgehenden Leserbriefes, Herr Prof. Dr. R. WACHTER, zur linguistischen Grundbildung die Indogermanistik beschwört, so möchte ich hier Mehreres zu bedenken geben. Zum einen ist damit m. E. die Forderung der Kommission nur teilweise zu erfüllen. Ich gebe Prof. WACHTER Recht, wenn er bestimmte Bereiche wie die Vermittlung der sprachwissenschaftlichen Terminologie dem Indogermanisten oder seinen Mitarbeitern übertragen möchte. Aber es bleibt klar festzuhalten, dass synchrone Analyseverfahren und Theorienansätze wie die Sprachtypologie und Universalienforschung eigentlich nicht in deren Forschungsbereich liegen. Mit einer ‚fachfremden‘ und möglicherweise polemischen Vermittlung wäre hier m. E. wenig gewonnen. Übrigens trifft die Klage über die wenig menschenfreundliche linguistische Fachterminologie, so berechtigt sie im Falle des formalen Ansatzes der Generativen Grammatik sein mag (welchem Altphilologen sind beispielsweise die neogenerativen Termini

‚Bindung‘ und ‚Barrieren‘ ohne tiefere Kenntnis der Generativen Theorie klar?), auf die heute viel bedeutsameren funktionalen Theorien kaum zu; sie wäre freilich umso überzeugender, wenn umgekehrt die lateinische und griechische Sprachwissenschaft ebenso verfahren und etwa sprachliche Belege wenigstens in Übersetzung, möglichst auch in Transmorphismisierung (z. B. *lege-ba-mus* = lesen-IMPF-1.PL.), bringen würde, um so Linguisten ohne fundierte Latein- und Griechischkenntnisse nicht von vornherein von der Diskussion auszuschließen. (Die Rezension von R.E. WALLACE zu den Kongressakten des 8. Lateinischen Linguistik-Kolloquiums in Eichstätt [Lingua 75, 1999, 278-80, bes. 280] weist hier mit Recht auf einen Schwachpunkt hin.)

Was Prof. WACHERS Empfehlung einer stärkeren Berücksichtigung des Sprachvergleichs betrifft, so ist daran zu erinnern, dass das Lateinische und Griechische zwar einige strukturelle Gemeinsamkeiten haben (z. B. Flexionsprinzip, komplexe Einbettungssyntax), aber in wesentlichen typologischen Parametern (z. B. in der Wortstellung, dem Kasusystem, der Definitheit, dem Diathesen- und dem sog. TAM-System von Tempus, Aspekt und Modus) zum Teil weit auseinander liegen. Auch sollte der heutige theoretische Stand der Sprachkontaktforschung und des *Code switching* vor voreiligen Sprachvergleichen bewahren. Es bleibt dagegen zu betonen, dass es vielfach sinnvoller und effektiver ist, lateinische und griechische Spracherscheinungen zunächst synchron und jeweils getrennt für sich zu analysieren.

Weiter teile ich nicht ganz Prof. WACHERS Pessimismus *in puncto* Stellenerweiterung. Ist es wirklich so unwahrscheinlich, dass nicht von den zahlreichen altphilologischen Seminaren an bundesrepublikanischen Universitäten das eine oder andere wenigstens eine Dozentenstelle für lateinische und/oder griechische Sprachwissenschaft einrichten könnte? Immerhin gab es bis vor kurzem an der Universität Tübingen eine Professorenstelle für „Klassische Philologie, insbesondere griechische und lateinische Sprach- und Kulturwissenschaft“. Dieses Beispiel zeigt, dass zumindest Kombinationen („Sprach- und

Kulturwissenschaft“) nicht ganz unwahrscheinlich sind. (In Oxford wurde Ende 1998 eine „*University Lectureship in Classical Philology and Linguistics*“ ausgeschrieben und von den Bewerbern auch die Fähigkeit verlangt „*to teach Linguistic Theory*“.) Und nur wenn auch solche Stellen eingerichtet werden, besteht eine gewisse Aussicht, dass die linguistische Forschung im Bereich der alten Sprachen in Deutschland aus dem Schattendasein herausgerät, in dem sie seit mindestens einem halben Jahrhundert vor sich hin dämmert – in krassem Gegensatz zu europäischen Nachbarländern wie den Niederlanden oder Frankreich und, was noch viel auffälliger ist, zur Situation im 19. Jahrhundert, wo Deutschland im Bereich der Grammatikforschung der alten Sprachen führend war.

Prof. WACHERS Vorschlag läuft daher auf einen modifizierten *Status quo* hinaus, was letztlich unbefriedigend wäre. Da ich mir auch als Außenstehender gut die von ihm aufgezeigten Realisierungsschwierigkeiten vorstellen kann, schlage ich als weitere Möglichkeit vor, den Kontakt mit nicht-indogermanistisch arbeitenden Linguisten zu suchen und auch nach dort Lehraufträge zu vergeben. Besonders kämen dafür Typologen in Frage, da deren Umgang mit strukturell heterogenen Sprachen die nötige theoretische Fundierung garantieren würde, die für eine zeitgemäße altsprachliche Linguistik nötig wäre.

Fazit: Man sollte nicht zu früh die berechtigten Reformvorstellungen als unrealisierbar beklagen. Zwar wäre es sinnvoll – und darin stimme ich Prof. WACHER voll zu –, die Verbindung zur Indogermanistik aufrechtzuerhalten, aber zugleich sollten (neue) Kontakte zur allgemeinen synchronischen und besonders typologischen Linguistik in Form von Lehraufträgen und interdisziplinären Veranstaltungen geknüpft werden. Hierbei könnte die *Universiteit van Amsterdam* als Vorbild dienen, wo seit vielen Jahren regelmäßig Kolloquien zwischen allgemeinen und einzelsprachlichen Linguisten stattfinden; dies dürfte kein unerheblicher Grund sein, warum von den hier wirkenden altphilologischen Linguisten wie Prof. H. PINKSTER und Prof. A.M. BOLKESTEIN so starke Impulse für

die linguistische Erforschung der lateinischen Sprache ausgegangen sind. Und statt Stellenforderungen als unrealisierbar zu beklagen, halte ich es hier eher mit der Redensart, dass man „das Unmögliche fordern muss, um das Mögliche zu erreichen“.

ROLAND HOFFMANN, Mainz

Zu Friedrich Maier: Die Antike am Scheideweg (FORUM CLASSICUM 3/99, 131-133; FC 1/00, 15-20; FC 2/00, 94-96).

Lieber Herr Maier,

nun ist sie endlich da, die von Ihnen provozierte und vom Fachpublikum offenbar angenommene Diskussion um das Schulfach Latein und seine Didaktik. Den folgenden Anmerkungen möchte ich vorausschicken, dass ich (Jg. 1960), gemessen am Altersdurchschnitt der „Zunft“, möglicherweise zu der von Ihnen so genannten „jungen Generation“ gehöre, mich aber durch verschiedene Faktoren (s. u.) von der aktuell diskutierten Allgemeinpädagogik seit etwa zehn Jahren abgeschnitten fühle. Doch nun zur Sache selbst!

1. Das Fach Latein – und damit meine ich seine Fachvertreterinnen und -vertreter, mich mehr als eingeschlossen – ist m. E. an seiner Misere zum großen Teil selbst schuld. „Reflexion“ betreiben auch andere Fächer; ein ausschließlich fachbezogener „Multivalenz-Anspruch“ des Lateinunterrichts fordert den Widerspruch anderer Fachdisziplinen zu Recht heraus und bringt den als solches gewerteten geistigen Hochmut der Altsprachler rasch zu Fall.¹ Weniger als 1.500 Lernvokabeln bis zum (Kleinen) Latinum, „mikroskopisches Lesen“, Vorbereitung, Durchführung und Bewertung von wertbaren Klassen- bzw. Schularbeiten usw. entlarven das Unterrichtsgeschehen und die Lernerfolge unserer Schülerinnen und Schüler im doppelten Sinn allzu häufig als „Schein-Heiligkeit“. Wenn z. B. in Niedersachsen die der Misere kundigen Fachberater als der Realität durchaus entsprechendes Musterbeispiel für eine Klassenarbeit in Kl. 10 (L1/2) einen Übersetzungstext von 64 Wörtern mit 14 Übersetzungshilfen vorlegen und eine „*plurima lectio*“ oder gar „verstehendes Lesen“ als Unterrichtsziele faktisch schon längst aufgegeben worden ist,

dann schrillen bei mir die Alarmglocken. „Die Zukunft der Fächer liegt ausschließlich in der Hand der Klassischen Philologen“ (Friedrich Maier, FC 3/99, 132).

2. Die mich an der Schule umgebende jüngere Lehrer(innen)generation (Jg. 1967-68) spürt m. E. die Misere des Faches Latein, sucht engagiert nach Auswegen, wird offenbar aber in ihrem Bemühen und in ihren Möglichkeiten häufig missverstanden. Die geforderte didaktische Diskussion kann von ihr angesichts ihrer universitären Vor-„Bildung“ nicht geleistet werden. Auch in den mir bekannten Studienseminaren für das gymnasiale Lehramt im Fach Latein spielen z. B. Zukunftswerkstätten oder die verschiedenen Formen des Offenen Unterrichts meist nur eine theoretische Rolle. Was bleibt, ist zunächst die Suche nach methodischen, im „Altsprachlichen Unterricht“ deshalb zu Recht (!) angebotenen Wegen, den Lateinunterricht durch eine größere Schüler- statt Sachorientierung motivierend und damit mittelfristig erfolgreich zu gestalten. Von Desinteresse an fachlichen und fachdidaktischen Fragen kann zumindest nicht gesprochen werden.

3. Das in der „jüngeren Generation“ praktizierte und im altsprachlichen Unterricht dokumentierte Nachdenken über „Wortschatzarbeit. Die Vokabelkartei“ (AU 4/99), „produktionsorientierte Unterrichtsphasen“ (AU 6/99), „Einstiege“ (AU 1/00) usw. signalisieren m. E. eine möglicherweise unbewusste, mit Sicherheit erst in Jahren zu reflektierende **V e r l a g e r u n g** **d e s** **L e r n b e g r i f f s** **u n d** **d a m i t** **d e s** **d i d a k t i s c h e n** **I n t e r e s s e s**: Neben inhaltlich-fachliches Lernen tritt nun z. B. gleichrangig methodisch-strategisches, sozial-kommunikatives und affektives Lernen². In der jetzigen Diskussionsphase, vor allem aber in der jetzigen Schullandschaft ist es daher aus meiner Sicht nahezu unmöglich, eine mehrheitsfähige Gymnasialpädagogik zu entwickeln und/oder die Didaktik des Faches Latein darauf zu reduzieren, welche Sachinhalte, Themen und/oder antike Autoren durch welche Methodik am besten vermittelt werden können. Denn Methodik bzw. Methodenlernen und andere Lernbereiche werden zunehmend als Gegenstand der Didaktik begriffen.

4. Die von Ihnen, Herr Maier, zu Recht geforderte „Auseinandersetzung in den Bildungsgremien innerhalb und außerhalb der Schule“ (a.a.O.) kann nur dann erfolgreich geleistet werden, wenn man als Teilnehmer/Teilnehmerin weiß, was man will, wofür man einsteht und welche Konsequenzen „Mut, Durchsetzungsvermögen und Kompetenz“ für die uns anvertrauten Schülerinnen und Schüler, und das heißt zunächst nicht für das ggf. vertretene Fach Latein (!!!), haben werden. Auf dem Papier und in Ihrer Argumentation vermutlich erfolgreich habe ich vor vier Jahren einen solchen Kampf um das Profil meiner Schule, des Alten Gymnasiums Oldenburg, mitgeführt; heute umschleicht mich mitunter das Gefühl, dass das Ergebnis möglicherweise ein Pyrrhussieg, ja möglicherweise sogar ein in Teilbereichen schwer verantwortbarer Fehler war.

5. Weniger die „gegenwärtigen kulturellen Bedingungen unseres Landes“ (Walter BURNIKEL, FC 1/2000, 17) gefährden m. E. vornehmlich den schulischen Lateinunterricht, sondern vor allem das, dass der DAV und seine Landesverbände sich m. E. unzureichend der Tatsache stellen, dass unsere Schülerinnen und Schüler andere sind als früher und genauso das Recht haben, gut beschult zu werden. Mit anderen Worten: Zur Diskussion gestellt werden müssen z. B. die Parallelität fremdsprachlichen Unterrichts im 45-Minuten-Takt ab Klasse 7 statt möglicher Blockphasen, die Zeitansätze bis zum Latinum (vgl. Holger KLISCHKA, FC 1/2000, 19), die länderspezifischen Fachcurricula und die Lehrgangskonzeptionen. Eine erfolgreiche Änderung des m. E. seit geraumer Zeit eingeschlagenen Holzweges lässt sich allenfalls dann erreichen, wenn die zur Diskussion bereiten und dafür kompetenten Personen zeitlich in ihrem „Hauptamt“ entlastet werden; voll unterrichtende Gymnasiallehrkräfte (mit z. B. 24,5 UStd. in Niedersachsen) können den hier notwendigen großen Wurf m. E. kaum leisten – und „die führenden Mitglieder des Deutschen Altphilologenverbandes (im Dachverband und in den Landesverbänden)“ bislang möglicherweise auch nicht (vgl. Rainer NICKEL, FC 1/2000, 15f.)

6. Nicht nur Latein befindet sich „am Scheideweg“, sondern das Gymnasium, ja vielleicht sogar unsere Bildungslandschaft insgesamt. Die

offenkundige, von uns als Bürgern und Wählern insgesamt herbeigeführte und wohl nicht mehr revidierbare Notwendigkeit, Deutschland fit für die EU und den globalen Wettbewerb zu machen, wird die deutsche Schullandschaft wohl noch lange nicht zur Ruhe kommen lassen. Nicht nur aus taktischen Gründen halte ich es daher für ratsam, in dieser zu Recht ausgelösten Fachdiskussion Augenmaß zu behalten und das Fach Latein nun nicht öffentlich zu demontieren. Fächer wie Ökonomie, Medienerziehung und Informatik stehen vermutlich bereits an, Stundenanteile der Fächer zu übernehmen, die sich im schulischen Fächerkanon nicht mehr oder nur noch mit reduziertem Stundenangebot halten können. Bei aller Problematik meines Vorschlags und ohne nun einzelne Fächer herauszugreifen soll daher die Forderung KLISCHKAS nochmals hier unterstrichen werden: „Ein Überprüfen der Anforderungen – auch im Blick, was in anderen Fächern real in Schule geleistet werden kann und wird, ist dringlich erforderlich.“ (FC 1/2000, 19). Vielleicht helfen die im Forum Classicum 4/99 abgedruckten Humanismus-Überlegungen von Jens-Peter Green (Fachkombination: Englisch, Religion) hier teilweise weiter.

- 1) Vgl. die Leserbriefe in der Wochenzeitung „DIE ZEIT“ Nr. 30 (S. 28) zu Ulrich Greiners Essay „Wider das Credo von der Effizienz“ (ZEIT Nr. 27).
- 2) Vgl. z. B. Klippert, Heinz: Gewußt wie – Methodenlernen als Aufgabe der Schule, in: Pädagogik 47/95, 6-10.

WOLFGANG SCHOEDEL, Oldenburg

Zu „Humanistische Bildung – Anachronismus oder Chance für die Zukunft?“

(FORUM CLASSICUM 1/2000, S. 42f.)

Bereits am 12. Juni 1999 hatte der Münchner Merkur getitelt: „Heftige Debatte um das Fach Latein entfacht“. In ihrer Ausgabe vom 17. September 1999 brachte die Augsburger Allgemeine ein Interview mit MdL CHRISTIAN KNAUER (CSU) unter der Überschrift „Latein soll seine Dominanz verlieren“. Einen Höhepunkt erreichte die Diskussion um den Stellenwert des Faches Latein innerhalb der Fremdsprachen an den bayerischen Gymnasien, als der Vorsitzende des Landesverbands Bayern im Deutschen

Altphilologenverband sich im Oktober 1999 mit einem Brief „Latein in höchster Gefahr!“ an die Fachkolleginnen und -kollegen an den Gymnasien in Bayern wandte, auf den im November dann der Vorsitzende des Arbeitskreises Bildung, Jugend und Sport der CSU-Landtagsfraktion, MdL Knauer, mit einem Schreiben an die Fachbetreuer(innen) des Faches Latein zum Thema „Latein an den bayerischen Gymnasien“ reagierte.

Dazu kam, dass ab 15. Februar 2000 die stimmberechtigten Bürgerinnen und Bürger in Bayern aufgerufen waren, das vom Bayerischen Lehrerinnen- und Lehrerverband initiierte Volksbegehren „Die bessere Schulreform“ mit ihrer Unterschrift zu unterstützen. Vor den „Konsequenzen für das Gymnasium“, die sich aus der geplanten „Aufbaustufe“ ergeben hätten, hatte Ltd. MR PETER NEUKAM in der Zeitschrift „schulreport“ (Heft 1/Januar 2000, S. 8f.) eindringlich gewarnt. –

Doch die Elterninitiative Arbeitskreis Humanistisches Gymnasium versäumte auf ihrer Veranstaltung am 17. 1. 2000 in München die „Chance zu einer tiefer gehenden Analyse der bayerischen Bildungslandschaft und (der) Stellung der Alten Sprachen in derselben“ (STEPHAN BRENNER).

Der Legitimationsdruck aber, unter dem die alten Sprachen – heute mehr denn je auch das Fach Latein – stehen, wird von „unsere(n) Gegner(n)“ bei den Medien, in der Wirtschaft, bei Elternvertretern, in der Hochschule und in der Politik ausgeübt – und die waren, so der Bericht, bei der o. g. Veranstaltung nicht eingeladen: eine vertane Chance für „engagierte Fachpolitik“ und „fachpolitische(s) Engagement“¹!

PS: Es liegt mir selbstverständlich völlig fern, die Verdienste des Arbeitskreises Humanistisches Gymnasium grundsätzlich in Frage zu stellen.

1) Vgl. Fr. Maier, Forum Classicum 3/99, S. 131ff.

REINHOLD BEER, Amberg

Zu Thomas Brückner/Gunther Scheda: Zur Lage des Altsprachlichen Unterrichts, Abschnitt 4 (FORUM CLASSICUM 2/2000, S. 82)

Die Aussagen in diesem Abschnitt zur Schul- und Bildungspolitik haben mich sehr beunruhigt und riefen in mir auch etwas Verärgerung hervor. Das Thema ‚Verlegung des Lateinunterrichts‘ in einigen Bundesländern öffnet die ohnehin schon vorhandene Bildungsdiskrepanz noch weiter. Während Bayern und m. E. auch Baden-Württemberg in Sachen Bildung weiterhin an der Spitze stehen, fördern Überlegungen in Hamburg und Berlin nur noch mehr den Umstand, dass Abiturienten aus diesen Bundesländern noch weniger als bisher in süddeutschen Ländern studieren können, weil der Bildungsstand dieser angehenden Studenten unter dem Niveau Bayerns oder auch Baden-Württembergs liegt.

Die Überlegungen Englisch in der Grundschule einzuführen bedeuten für Gymnasien, die mit Latein beginnen oder gar mit Französisch, einen Affront: Man könnte den Eindruck haben, dass diejenigen Verantwortlichen, die diese Überlegungen auf Regierungsebene anstellen, nie selber unterrichtet haben. Ich merke bei Biologieklausurkorrekturen in der Oberstufe sehr schnell am Schreibstil und an der Vorgehensweise der Schüler, ob die betreffenden Damen und Herren mit Latein I oder ganz ohne Latein ihr Schulleben bestritten haben. Ein Schüler, der mit Latein begonnen hat, geht meistens zielgerichtet wie ein Detektiv an eine Sache heran, während der Schüler ohne Latein oft ‚das Pferd von hinten aufzäumt‘; er kommt zwar auch ans Ziel, aber mit viel mehr Kraftaufwand und oft nicht mit denselben Noten wie Lateinschüler – Ausnahmen bestätigen dies. Es ist schwer diesen Eindruck anderen Personen wie Kollegen, Eltern oder Schülern deutlich zu machen oder gar zu Papier zu bringen.

Durch die Möglichkeit für Schüler, mit Latein in der Sexta zu beginnen, kann m. E. auch ein gewisses Leistungsniveau gehalten werden, dessen immer weiter fortschreitende Absenkung völlig zu Recht in dem o. g. Artikel kritisiert wird. Aber es wird nichts von Seiten der meisten Regierungen gegen dieses Factum unternommen. Stattdessen wird sogar darüber diskutiert, wie

Englisch in der Grundschule zu etablieren ist. Die Schüler kommen in die Sexta des Gymnasiums und verfügen teilweise über relativ schlechte Deutschkenntnisse, v. a. im Bereich der Rechtschreibung und der Ausdrucksfähigkeit. Dieses Manko sollte man auszugleichen versuchen und nicht noch ein weiteres Fach einführen, in dem die Schüler eine neue Rechtschreibung, eine neue Aussprache und eine neue Grammatik zusätzlich zum Deutschunterricht über sich ergehen lassen müssen. Die teilweise großen Lücken im Fach Deutsch v. a. im Bereich der Kasuslehre zeigen sich dann spätestens bei der Cäsar-Lektüre in der Jgst. 9 oder 10.

Bis jetzt war es bei den meisten Schülern so, dass sie in der Regel am Ende der Schullaufbahn über relativ solide Englischkenntnisse verfügen, gerade auch diejenigen, die Englisch als zweite Fremdsprache lernten.

Auch die weiteren Themen unter der Rubrik ‚Schulpolitik‘ finde ich sehr bedenklich. Ich kann uns allen nur wünschen, dass diese Überlegungen so schnell nicht in die Tat umgesetzt oder sogar verhindert werden können.

ANDREAS EPPING, Moers/Düsseldorf

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Gymnasium 107, 2000, H. 3: G. H. Waldherr, „Punica fides“ – Das Bild der Karthager in Rom, 193ff.; P. Dräger, Pythagoras in der „Mosella“ des Ausonius, 223ff.; J. Blänsdorf, Seneca und Richard von Weizsäcker über Geschichte und Zukunft, 229-246. – **Hermes** 128, 2000, H.2: Th. Berres, Versuch einer Wesenbestimmung des archaischen Gedankenganges, 128ff.; E. Kefalidu – P. M. Nigdelis, Die Eordaier und das Koinon der Makedonen in einer neuen Ehreninschrift, 152ff.; W. Patt, Zur Formierung der Platonischen Staatsethik, 164ff.; E. Lefèvre, Alexandrinisches und Catullisches im Peleus-Epos, 181ff.; R. Henke, Elefanten, Toctermörder und Erbschleicher: Juvenal, Sat. 12, 93-130, 202ff.; K. Nickau, Schiffbruch in der Wüste des Sinai, 218-226. – **Philologus** 144, 2000, H.1: M. Hillgruber, Die Kunst der verstellten Rede. Ein vernachlässigtes Kapitel der antiken Rhetorik, 3ff.; K. Lennartz, Fragmentum iambicum adespotum 38 W., 22ff.; M. Hose, Hauptpersonen und Gegenspieler. Zu den Verwendungsweisen von Figurenperspektiven bei Sophokles, 29-44; E. Lefèvre, Catulls Parzenlied und Vergils vierte Ekloge, 62ff.; M. Geymonat, Immagini letterarie e reali del paesaggio di montagna in Virgilio, 81ff.; G. Thome, Vergil als alexandrinischer Dichter, 90ff.; R. Jakobi, Die literaturkritischen Epigramme des „Alcimus“, 116ff.; L. Weinrich,

„Paenitentarius Ungaricus non ingratus Ursino“. Zur Textgeschichte des Polybios, 126-133; M. Deufert, Zwei Konjekturen zur Atticusvita des Cornelius Nepos, 143ff.; A. Heil, Die Waffen des Herakles. Zu Seneca, Hercules Furens 1129-36, 146ff.; F. Felgentreu, Zu Statius, Thebais 3, 324-36, 149-151. – **Rheinisches Museum** 143, 2000, H.2: G. Wöhrle, Essen und Sexualität in der frühgriechischen, besonders iambischen Dichtung, 113-118; St. Schröder, Das Lied des Bakchylides von der Fahrt des Theseus nach Kreta (c. 17 M.), 128ff.; P. A. Debnar, Diodotos' Paradox and the Mytilene Debate (Thucydides 3.37-49), 161ff.; B. Manuwald, Die Schlußaporie in Platons „Laches“, 179ff.; U. Schmitzer, Falsche und richtige Philologie. Die Homer-Zitate in Seneca. Apocol. 5, 191-196. – **Historia** 49, 2000, H.2: H. B. Mattingly, The Athenian Treaties with Troizen und Hermione, 131ff.; N. G. L. Hammond, The Continuity of Macedonian Institutions and the Macedonian Kingdoms of the Hellenistic Era, 141ff.; Ch. S. A. Mackay, Sulla and the Monuments: Studies in his Public Persona, 161ff.; R. T. Ridley, The Dictator's Mistake: Cesar's Escape from Sulla, 211ff.; A. R. Birley, The Life and Death of Cornelius Tacitus, 230-247. – **Museum Helveticum** 57, 2000, H.2 („Hermann Tränkle Septuagenario“): Th. A. Szlezák, Zu Platons

Gebrauch des Namens φιλόσοφος, 67ff.; W. Burkert, Neanthes von Kyzikos über Platon, 76ff.; K. Howald – Th. Furrer, Wer nützt wem im stoischen Gemeinwesen? Zu Cicero, De finibus 3, 69, 81ff.; Chr. Marek, Ein Zeugnis aus Kaunos für den Senator Pompeius Falco, 88-93; B. Zimmermann, Properz 4,3 und Ovids „Heroides“, 130ff.; J. Delz, Gleich und gleich gesellt sich gern (zu Quint. Decl. 307), 136 ff.; J. Fugmann, Hannibal als vir illustris. Zur Hannibal-Biographie in der Schrift De viris illustribus urbis Romae, 141ff.; Chr. Riedweg, Zur handschriftlichen Überlieferung der Apologie Kyrills von Alexandrien „Contra Iulianum“, 151-165. – **Die Alten Sprachen im Unterricht** 47, 2000, H.2: M. Lobe, Martial im Barock (I), 6-15; H. D. Burkert, Gab es eine Proto-Tachygraphie? (I), 17-20, 25-33. – **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** 44, 2000, H.2: E. Mensching, Jahrgang 1900, 67-75. – **Vox Latina** 36, 2000, H.140: S. Albert, De Francisci Petrarcae libro itinerario, 163-174; N. Gross, De carminis Aetnae locis desperatis (IV), 203-224; N. Sallmann, Anna Elissa Radke sexaginta annos nata, 297.

ECKART MENSCHING

B. Fachdidaktik

Die Hefte 3 und 4/2000 der **Anregung** sind diesmal besonders interessant für den Althilologen, etwa „Die Fabel vom Frosch und Ochsen bei Phädrus, Martial und Horaz. Eine kleine Unterrichtseinheit für die Jahrgangsstufe 9 und 11“ von M. LOBE (158-164), der Aufsatz von W. BLUM über „Thysdrus (El Djem): Aufstieg und Fall einer Provinzstadt in Afrika“ (165-174) mit vielen Verweisen auf Caesars Bellum Africanum. – Nicht unerwähnt bleiben soll ein sehr kurzweiliger und von individuellen Erfahrungen überquellender Rombericht von EVA SIBYLLE KLEIN: „Rom. Sechs Jahre Auslandsschuldienst – eine besondere esperienza“ (175-188). – A. SCHMIDT untersucht in seinem Beitrag „Gymnasiale Bildung in heutiger Zeitperspektive oder: die Antike als Herausforderung für Gegenwart und Zukunft“ (189-200) die Tragfähigkeit von Begriffen wie Schlüsselqualifikation in der Diskussion über die Reform des Gymnasi-

ums; insbesondere geht er der Frage nach, warum ein bestimmter, den gymnasialen Unterricht prägender Fächerkanon im Verlauf der Geschichte entstanden ist und welche Bedeutung dieser für den Erhalt des hohen Niveaus gymnasialer Bildung hat. – Die Prüfungsaufgaben für den Landeswettbewerb Alte Sprachen 1999 (Latein und Griechisch) sind auf den Seiten 212-214 abgedruckt. – In Heft 4 empfiehlt W. KUBA eine altersadäquate und motivierende Lektüre: „Amores 1,1 und 1,3 als Einstieg in die Ovidlektüre. Der geflügelte Lausbub in der Jahrgangsstufe 10“ (225-234). – H. OFFERMANN zeigt Wege auf, wie man Schüler einer L1-Klasse schrittweise an den Umgang mit geschliffenen dichterischen Kleinformen heranführt und dabei möglichst intensive Eigenständigkeit der Schüler erreicht: „Martial: Möglichkeiten der Behandlung in Jahrgangsstufe 9“ (235-257). – F. WEITZ befasst sich mit dem Phänomen des sog. Prädikativums und stellt sein Konzept zur Diskussion: „Perspektivwechsel beim Prädikativum? – Ein Vorschlag zur (Er-)Klärung des Phänomens“ (258-275).

Im **Gymnasium**, Heft 3/2000, schreibt G. H. WALDHERR über die „Punica fides“ – Das Bild der Karthager in Rom“ (193-222), außerdem erscheint der Vortrag von J. BLÄNSDORF beim Heidelberger DAV-Kongress 1998 im Druck: „Seneca und Richard von Weizsäcker über Geschichte und Zukunft“ (229-246). – In Heft 4 behandelt J. DINGEL unter dem Titel „Non petit impossibile“ Gebete und ihren Erfolg in der Aeneis (281-293), „Der fortuna-Begriff in Senecas Epistulae morales“ wird von E. HACHMANN (295-319) untersucht. Einen kritischen Forschungsbericht zum frühen Griechenland gibt K.-J. HÖLKESKAMP: „Von den ‚Dunklen Jahrhunderten‘ in das ‚Zeitalter der Experimente‘“ (321-330).

In **Die Alten Sprachen im Unterricht** (Heft 2/2000) stellt M. Lobe ein Lektüremodell für die 9. bzw. 11. Jahrgangsstufe vor: „Martial im Barock – Ein fächerübergreifendes Modell zur Parallellektüre von Epigrammen Martials und Johann Grobs“ (6-16).

Eben ist das Heft 21/2000 der Informationen zum Altsprachlichen Unterricht **Ianus** der Bundesarbeitsgemeinschaft Klassischer Philologen

Österreichs erschienen, 115 Seiten umfangreich mit zahlreichen Rezensionen und Rückblicken auf fünf Landes- und Bundeswettbewerben für Latein und Griechisch incl. Presseberichten (92-110). Den Band leiten wissenschaftliche und essayistische Beiträge ein, H. GOTTWALD gibt einen kurzen Abriss über „Philosophische Mythos-Theorien der Gegenwart“ (7-13). – Der „Antikenrezeption im lateinischen Salzburger Universitätstheater“ geht G. PETERSMANN nach: „Musae Benedictinae Salisburgenses“ (13-17). – Aus der Praxis und für die Praxis gedacht sind die Beiträge von J. B. BAUER „Kikero versus Zizero“: „In den deutschen Gymnasien wird im Gegensatz zu den unsrigen die klassische Aussprache geübt, also Kikero und Caesar. Wie kam es zu unserer Sprechweise?“ (18f) – von W. FREINBICHLER: „Welche Bedeutung hatte die Mathematik für die Römer?“ (14-27), F. LOSEK: „„Leonis cor“ und Leopold. Geschichte(n) vom 3. Kreuzzug nach mittellateinischen Quellen“ (27-38) und K. W. WEEBER: „Renovatio Linguae Latinae: Warum Latein? – Anmerkungen zur Modernität eines Traditionsfaches“ (39-43).

„Das christliche Jerusalem“ ist Titelthema in Heft 9/2000 der Zeitschrift **damals**; zwei Beiträge behandeln die Themen „Wallfahrten nach Jerusalem“ und die „Vision eines Neuen Jerusalem“.

„Die Zehn Gebote. Weisungen zum Menschsein“ bilden das Thema für ein Dutzend Beiträge in der Nummer 17 der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel – Archäologie, Kunst, Geschichte**. Genannt sei der Aufsatz von J. BRIEND: „Wie die Kirchenväter mit den Zehn Geboten umgehen“ (53f).

In Heft 4/2000 der Zeitschrift **Antike Welt** beschäftigt sich ELKE BÖHR mit Vögeln im antiken Griechenland. Immerhin erscheinen in Aristophanes' Komödie ‚Die Vögel‘ 80 Vogelarten auf der Bühne oder im Text, Aristoteles nennt in seiner ‚Geschichte der Tiere‘ 140 Vogelarten. Vogeldarstellungen auf griechischen und unteritalischen Vasen warten vielfach noch auf ihre Erforschung. „Der Wendehals. Ein seltener Vogel auf griechischen Vasen“ ist Gegenstand dieses reich illustrierten Aufsatzes (343-353). – Drei spektakuläre Fundgegenstände

Godo Lieberg
Caesars Politik in Gallien
Interpretationen zum Bellum Gallicum

Die These des Buches ist, dass Caesar zunächst nicht die Absicht hatte, Gallien zu erobern. Vielmehr vertrieb er die Helvetier, um die römische Provincia zu schützen, und stellte den Einfluss Roms in Zentralgallien wieder her, indem er in einem ungewollten Krieg und im Interesse der verbündeten Häduer Ariovist besiegte, auch um so ein weiteres Vordringen der Germanen nach Südgallien und womöglich nach Italien zu verhindern. Diese These wird in einer genauen, z.T. auch stilistischen Analyse der relevanten Kapitel des Werkes begründet. Dabei werden die neuere Forschung eingehend besprochen und die Parallelüberlieferung erstmals systematisch verglichen. Dass auch persönliche Motive eine Rolle gespielt haben, wird nicht verkannt, so dass das Streben Caesar, wie Sallust sagt, seine virtus erstrahlen zu lassen.

Der Verfasser ist Professor für lateinische Literatur an der Universität Siena in Arezzo, vorher in Bochum und Tübingen. 1. Auflage 1998; 2., berichtigte Auflage 2000. DM 34,80. 190 S.. Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, Im Haarmannsbusch 112, 44797 Bochum.

stellt H.-J. SCHALLES vor: „Aus dem Gepäck eines Legionärs. Außergewöhnlich in Form und Dekor – Drei römische Bronzekasserollen aus Xanten“ (379-382). – „Die Ägyptenrezeption im Augusteischen Rom“ in Form von Wandmalereien, Architekturelementen und Bauten untersucht MAGDALENA SÖLDNER: „...fruchtbar im Sommer der Nil strömt voll erquickender Flut...“ (Tibull 1,7,21ff.)“ (383-393). – Die neu konzipierte Heidelberger Antikensammlung stellt H. PFLUG vor: „Schaufenster in die Antike. Wiedereröffnung des Antikemuseums der Universität Heidelberg“ (395-399). – P. KRACHT war bei der Weltausstellung in Hannover unterwegs mit der Frage, welche Länder dort das Thema Archäologie thematisieren und den Besucher mit auf die Reise in die eigene Vergangenheit nehmen: „EXPO 2000: Der Antike auf der Spur“ (400-402). – In der Rubrik „Rückblicke in die antike Welt“ erzählt Th. KISSEL vom 1. Juli 69 n.Chr.: „Die Kaisererhebung Vespasians in Alexandria und ihre längerfristigen Folgen für die Entwicklung des römischen Kaisertums“ (407f). – M. PAUSCH betrachtet den Erfolgsfilm „Gladiator“ mit den Augen des Fachmanns und listet unter dem Titel „Würdigung eines neuen ‚Sandalenfilms‘“ (427-430) eine Reihe von Ausstattungsfehlern und sonstigen Abweichungen von der historischen Realität auf. Sein Resümee: „Ein – neben dem allgemeinen Unterhaltungswert – unzweifelhaftes Verdienst des Filmwerks ‚Gladiator‘ bleibt: Bewegende einer breiten Bevölkerungsgruppe vermittelte Bilder der Antike vermögen zu einem neuen Interesse an der Römerzeit zu führen oder zumindest Neugierde zu wecken. ... Der Film sollte der archäologischen Fachwelt Ansporn zu mehr Aufklärungsarbeit durch Ausstellungen und allgemeinverständliche Monographien sein. Es zeigt sich einmal mehr, wie unmerklich sich das Allgemeinwissen seit beinahe einem halben Jahrhundert, seit Filmen wie ‚Ben Hur‘ verändert hat, wenngleich in der archäologischen Forschung durchaus erkennbare Fortschritte gemacht wurden.“ – In der neuen Rubrik „Renovatio Linguae Latinae“ schreibt JOSEF KRAUS, der Vorsitzende des Deutschen Lehrerverbands, aus der Perspektive eines Nicht-Lateiners über

den heutigen „Lateinunterricht in Zeiten des Internets“ (433-438). Ein beliebiges Zitat aus dem in gewohnt forschender Weise geschriebenen Beitrag: „das Lateinische ist hier Chance zur Emanzipation von einer um sich greifenden Kultur der Belieblichkeit, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit. ... Der ‚Lateiner‘ wird eher gewappnet sein gegen eigene Geschwätzigkeit und gegen die Geschwätzigkeit anderer, und er wird gewappnet sein gegen einen Pragmatismus, bei dem Handeln und Kommunikation vor dem Denken kommen. ... In einer Hinsicht freilich befindet sich der Lateinunterricht am Scheideweg – in der Frage des Anspruchsniveaus. Erleichterungspädagogische Attitüden, die den Schüler mit Hilfe von Wörterbüchern, ‚abgespeckten‘ Texten und großzügigen Fehlerschritten doch ja jedes Lateinleid ersparen wollen, stehen der Einstellung gegenüber, ohne gewisse Standards und als *Latinum light* könne man den Lateinunterricht gleich abschaffen. ... Vielleicht kommen eines Tages nach Jahren mit windschnittigen Machern doch die Stellenanzeigen, in denen es heißt: ‚Latinum erwünscht!‘“ – Einige grundlegende Internetadressen findet der www-Anfänger im Abschnitt „Coniunctiones ad Linguam Latinam – Links to Latin“ (443).

Das neueste Heft (2/2000; 82 Seiten) des französischen Pharmakonzerns Aventis ist dem „Geheimnis der Sprache“ gewidmet. Die Zeitschrift trägt den Namen **Future – Das Aventis Magazin** und wird gratis zugeschickt nach Kontaktaufnahme unter der Adresse www.aventis.com bzw. Aventis Leserservice, Senckenberganlage 10-12, 60325 Frankfurt/Main. Das Hochglanzheft vereinigt etwa ein Dutzend reich illustrierter Textbeiträge über Sprache basierend auf dem Alphabet (abgedruckt die berühmte Passage aus PLATONS Phaidros über das Gespräch zwischen dem göttlichen Buchstabenerfinder Theut und dem ägyptischen König Thamus), als Körpersprache, Bildersprache, genetischer Code, Sprache der Pflanzen und Tiere, es geht ferner um Übersetzungsmaschinen, aber auch um die Sprache der Wissenschaft und der Poesie.

JOSEF RABL

Besprechungen

Lexikon der lateinischen Zitate. 3500 Originale mit Übersetzungen und Belegstellen, hg. v. Hubertus Kudla. München (C. H. Beck) 1999. 603 S. 38,- DM (Beck'sche Reihe 1324; ISBN 3 406 42124 5).

Ein Hauptzweck von Zitatlexika ist: Man hört / liest ein Zitat und möchte Genaueres wissen: Wer hat es wann in welchem Zusammenhang geprägt, gibt es Unterschiede zwischen Original und gängiger heutiger Form, wer hat es wann mit anderer Zielrichtung verwendet usw.? Das ist der Typ „Büchmann“, für das Lateinische etwa vertreten durch A. OTTO, *Die Sprichwörter [...]*, 1890 (dazu „Nachträge“ von REINHARD HÄUßLER, Darmstadt 1968); KLAUS BARTELS, *Veni, vidi, vici*, Zürich 1966, 7., grundleg. ern. und wesentl. erw. Aufl. Zürich, München 1989, Neudr. 1990; KARL BAYER, *Nota bene!*, Düsseldorf, Zürich 1993 (dazu meine Rez. AAHG 49, 1996, 96 ff.), 3., erw. und überarb. Aufl. 1999 (dazu ebd. 53, 2000); CHRISTIAN HELFER, *Crater dictorum*, Saarbrücken 1993 (dazu *Gnomon* 69, 1997, 368 ff.; 2., erw. Aufl. 1995); DETLEF LIEBS, *Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter*, München 1982, 6., vollst. Neub. und verb. Aufl. 1998. In diesen Werken sind die lateinischen Zitate alphabetisch angeordnet, nach dem Zitatbeginn oder nach dem wichtigsten Wort. Zweiter Hauptzweck derartiger Bücher: Sie stellen ‚Redeschmuck‘ bereit, Zitate zu – nach größeren Gebieten oder einzelnen Stichwörtern gegliederten – Themen wie Arbeit, Liebe usw. Zu diesen Publikationen gehören z. B. HEINRICH G. REICHERT, *Lateinische Sentenzen*, Wiesbaden 1948, 2., verb. und erw. Aufl. unter dem Titel „Urban und Human“, Hamburg 1956 u. ö.; RENZO TOSI, *Dizionario delle sentenze latine e greche*, Mailand 1991 u. ö., 10. Aufl. 1994; KARL BAYER, *Expressis verbis*, Zürich 1996 (dazu AAHG 50, 1997, 126 ff.) und jetzt KUDLAS hier vorzustellendes Lexikon. (OTTOS Anhang „nach sachlichen Gesichtspunkten“ gibt, wie seinerzeit auch in Büchern über Metaphern etc. üblich, vor allem die Gebiete, aus denen die Zitate stammen: „Anorganische Natur“ etc.) Zu Fragen lateinischer Zitate insgesamt s. J. W., „Ab ovo“ bis „Veni, vidi, Vicco“. Geflügelte

und geprügelte Worte der lateinischen Sprache, MDAV 3/1996, 128ff.; Kritische Fragen an die Tradition. Fs. f. CLAUS TRÄGER [...], hg. v. MARION MARQUARDT u. a., Stuttgart 1997 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 340), 596 ff.; Phasis 1, Tbilisi 1999, 190 ff. Für Lateinisches ebenfalls wichtig: WINFRIED BÜHLER, *Zenobii Athoi proverbia* 4, Göttingen 1982 (dazu GGA 240, 1988, 92 ff. bzw. DLZ 109, 1988, 366 ff.; Bd 1 erschien 1987, 5: 1999). Noch nicht einbeziehen konnte ich die CD-ROM „In medias res. Lexikon lateinischer Zitate und Wendungen“ hg. v. ERNST BURY, Berlin 1999 (Digitale Bibliothek 27).

Das Buch von KUDLA, der sich als Gymnasiallehrer verdient gemacht hat (auch als Mitautor von Unterrichtswerken), enthält folgende Teile: Einleitung, Zitate, Lateinische / Griechische Autoren, Literatur, Quellen, Register. Im Ganzen, das sei hier schon gesagt, weist das Buch sympathische Züge auf, vor allem gibt es sich nicht so anspruchsvoll wie ein anderes, wesentlich teureres, das sich als „Das lateinische Zitatlexikon“ bezeichnet (die Hervorhebung vom Rez.). Doch ist, auch im Hinblick auf weitere Auflagen, manches zu ergänzen bzw. zu berichtigen.

In der Einleitung ist in Bezug auf den Inhalt des Werkes mal von „Begriffen, Sentenzen, Sprichwörtern, Zitaten“ die Rede, mal von „Begriffen, Definitionen, Sentenzen, Zitaten“, von „Redewendungen und Rechtsformeln“, von „Dicta, Sententiae, Proverbia und anderen zugespitzten Formulierungen“, von „Bildern und Gedanken“. Hier wie anderswo vermisst man exakte Begrifflichkeit, auch etwa wenn es heißt, dass (die Hervorhebung vom Rez.) „neben Stichwörtern des persönlichen Lebens in Familie, Gesellschaft, Politik, Staat, Geschichte“ zu den Themen „Jugend und Alter, Glück und Leid, Schmerz [nicht: Freude?], Liebe und Haß, Leben und Tod usw.“ „anthropologische, philosophische, juristische, historische und sonstige [...] Begriffe, auch Fachbegriffe sowie Sentenzen und Redensarten“ aufgenommen sind. Die Zitate entstammen nicht „meist einem literarischen Werk“, sondern, von wenigen Sprüchen an modernen Gebäuden abgesehen, für *uns* aufgrund der

Überlieferungssituation *immer*, auch soweit sie ursprünglich mündlich tradiert gewesen sind. Dass sprichwörtliche Redensarten sämtlich zeitigeren Kulturschichten angehören als die „eigentlichen Sprichwörter“ (in Gestalt ganzer, gegebenenfalls elliptischer Sätze: „Summum ius summa iniuria“), dürfte sich kaum beweisen lassen, jedenfalls nicht unter Berufung auf QUINTILIAN 5,11,30. Zu dem – richtigen – Gedanken, dass Sprichwörter, so wie Geflügelte Worte, von Individuen geprägt worden sind, deren Namen wir, anders als bei den *épea pteróenta*, nur nicht mehr kennen, sei auf die bekannte Sprichwort-Definition von Lord JOHN RUSSELL (1792-1878) hingewiesen: „*The wit of one, the wisdom of many*“.

Im Hauptteil begegnet alles, wovon in der Einleitung die Rede ist, darunter auffällig viel Biblisches und sonstiges Christliches (jeweils auf dem Rand durch eine Bibel-Vignette markiert), dazu auch nichtchristliches Mittelalterliches und Neuzeitliches wie „*Sunt pueri pueri ...*“ und „*Nos Poloni ...*“. Auf das deutsche Stichwort (auch „Suchwort“, „Reizwort“, „Hauptbegriff“) – z. B. am Anfang von O: „Objektivität“, „Ochse“, „Ödipus“, „Ohr“ – folgen in der Regel das lateinische Zitat (Geflügeltes Wort, sprichwörtlicher Vergleich etc.), seine Übersetzung, Stellenangaben, Erläuterungen einschließlich Parallelen und spätere Zitierungen, Verweisungen. Die Zahl von 3500 Lemmata erklärt sich auch durch großzügige Ansetzungen wie: 3096 „*Dulce et decorum est pro patria mori*“, 3097 „*pro patria*“; 1012 „*Graecia*“, 1013 „*Graecia Magna*“. – Leider durchkreuzen sich die beiden eingangs genannten Prinzipien, nach denen solche Lexika aufgebaut sein können – die erklärende Präsentation und die Aufbereitung für die Anwendung in bestimmten Bereichen –: „*Et tu, Brute?*“ bringt Enttäuschung über einen Verrat zum Ausdruck, steht aber nur im Lemma „Caesar“, und bei „Verräter“ gibt es keine Verweisung. Bei „Caesar“ ist auch „*Caesar non supra grammaticos*“ untergebracht, da geht es ja aber überhaupt nicht um C. I. Caesar, sondern um Kaiser Tiberius und König (später: Kaiser) Sigismund (15. Jh.), darum, dass kein noch so Prominenter sich einfach über für alle geltende sprachliche Regeln hinwegsetzen kann;

Grundlage für die Einordnung bei „Caesar“ ist also nur, dass der Titel „Kaiser“ von dem Namen „Caesar“ stammt. „Kaiser“ hat übrigens ein eigenes Stichwort („*Ubi nihil est ...*“); hier existiert eine Verweisung auf „Caesar“, umgekehrt nicht. „*Parturiunt montes ...*“ findet sich unter „Berg“, aber „zielt auf Dichter, deren Werk großartigen Ankündigungen nicht entspricht“; warum ist es dann nicht bei „Dichter“ angeführt, wo es elf einschlägige Zitate gibt und Verweisungen auf zwei weitere Lemmata, allerdings keine auf „Berg“? „*Habitus non facit monachum*“ u. ä. steht bei „Mönch“, nicht bei „Kleidung“, aber „*Barba non facit philosophum*“ nicht bei „Philosoph“, sondern bei „Bart“. Ich verzichte auf weitere Beispiele; man wünscht sich für künftige Auflagen alphabetische Reihung der Zitate wie bei OTTO u. a., mit einem Themen-Register. Dort hätte man dann auch Wendungen für ein und denselben Sachverhalt beisammen wie „Unnützes, weil Unmögliches versuchen, Unsinniges tun“, die jetzt u. a. bei „Eule“, „Mohr“, „Wald“, „Wasser“ genannt sind: *noctuas Athenas portare, Aethiopem lavare, ligna in silvam ferre, aquas in mare fundere*.

Die Zitate erscheinen sinnvollerweise meist in der heute üblichen, z. T. vom Original abweichenden Form: „*Alea iacta est*“ (SUETON: „*Iacta alea est*“; diese Fassung ist nicht angeführt, die mit „*esto*“ [ERASMUS] nur durch Erwähnung des *anerríphtho kýbos* angedeutet). Aber gängiges „*Tua res ...*“ findet nur, wer weiß, dass der Vers mit „*Nam*“ beginnt, „*Vita brevis*“ nur, wer bei „*Ars longa*“ sucht (dabei geht dies schon bei SENECA dem „*vita brevis*“ voraus), „*Non olet*“ nur, wer sich an den Beginn „*Pecunia ...*“ erinnert (wobei beide Fassungen noch nicht bei SUETON stehen), „*equus Troianus*“ nur, wem gegenwärtig ist, dass CICERO mit „*Intus*“ anhebt. Hier und in zahlreichen anderen Fällen sollte wenigstens das Register beides geben.

Die Abschnitte enthalten oft so Heterogenes wie z. B. „Stuhl“: Nr. 2783 „*duabus sellis sedere*“, 2784 „*cathedra Petri*“. Die Reihung gleichartiger Aussagen innerhalb eines Abschnitts irritiert gelegentlich: So sind „*Ab Iove principium Musae*“ und „*Ab Iove incipiendum*“ durch zwei ganz

anders intendierte Zitate zum Thema „Anfang“ getrennt, und „A Iove Musarum primordia“ findet sich bei „Muse“, ohne dass es eine Verweisung auf „Anfang“ gibt. Vgl. auch 2767 / 2771 (Strafe als Abschreckung; dazwischen anderes zu „Strafe“).

Was die Auswahl der Zitate angeht, so vermisst man etwa „Post hoc ...“; „Anatomia est clavis ...“; „Hic gaudet mors ...“; angesichts zahlreichen christlichen Gutes: „Nemo contra Deum ...“, „Dixi et salvavi ...“, „Fiat lux ...“, „Pecca fortiter“, „De profundis ...“, „Si cum Iesuitis ...“ („Iesuitica fides“ ist aufgenommen¹); „Abusus non tollit usum“. An Floskeln könnten (wenn schon „sui generis“ aufgenommen ist und „vivat“, „confer“, „ad acta“, „a./p. Chr. n.“, „rite“ [bei „Lob“, weil „cum laude“ folgt], „expressis verbis“, „numerus clausus“, „venia legendi“ sowie Buchtitel wie „Biblia pauperum“, „Epistolae obscurorum virorum“) berücksichtigt sein: „LTI“ (Klemperer!), „disiecti membra poetae“, „gradus ad Parnassum“, „ad/in usum delphini“, „captatio benevolentiae“, „filia hospitalis“ („Gaudemus igitur“ ist verzeichnet), „Requiem (aeternam ...)“. („Dies irae“ hat K., mit Erwähnung des Requiems.)

Der Text ist fragwürdig bei: „Barbarus hic ... quia“ (die Editionen haben durchweg – kausales – „qui“), „De nihilo ...“. Befremdlich zunächst, wegen der polytheistischen Tendenz in einem AT-Zitat: „Eritis sicut dei ...“; es ist offensichtlich ein Druckfehler für „deus“, vielleicht bedingt durch darauf folgendes „scientes“. – Die Übersetzung ist wenig glücklich Nr. 1911: „Es ist besser, müßig zu sein als sich dem Nichtstun hinzugeben“ (richtig: „sich der Muße hinzugeben als dem Nichtstun“) und bei „Ab Iove principium“: „Auch: Der Anfang mit Gott!“ (verchristlichend! Die Hervorhebung vom Rez.). – Dem (Metrik-)Laien, an den sich das Buch doch ebenfalls wendet – ich denke auch an GymnasiastInnen und Studierende – sollte Hilfestellung z. B. durch Iktus gegeben werden, wenn schon „anathema“ in einem Prosazitat, „Bandusia“ in einer Erläuterung mit Wortakzent versehen sind; Distichen sind in der Regel zumindest am eingerückten Pentameter erkennbar. – Griechische Vorlagen/Parallelen sind gelegentlich in Umschrift wiedergegeben, oder es wird wenigstens darauf hingewiesen, dass entsprechende

griechische Texte existieren. Solche Hinweise fehlen z. B: zu „Ne sutor ...“, „Aut bibit ...“, „Dimidium facti ...“, „(Perfer ...) multo graviora tulisti“, „...aquae potoribus“, „Croesus Halyn ...“, „Annosa arbor ...“, ganz abgesehen von den NT-Passagen, die uns primär griechisch überliefert sind, selbst wenn sie zunächst vielleicht lateinisch artikuliert wurden wie die Pilatus-Äußerungen („Quod scripsi ...“ u. a.). Zur Benediktinerregel „Ora ...“ heißt es lakonisch: „Quelle: Plutarch.“. Wo? – Auf manchen Kommentar könnte man verzichten: „als Parenthese gebraucht“ (zu: „Sit venia verbo“), „altes römisches Sprichwort“, „wurde zum Geflügelten Wort“, „eine alte pädagogische Erkenntnis“ (zu: „Verba docent ...“). Muss „Nemo propheta ... Der Prophet gilt nichts ...“ mit „gilt in der Fremde mehr als daheim“ erläutert werden? Und „Tabula rasa ... als Brieffafeln geglättete Wachstäfelchen, auf die man Mitteilungen einritzte“ durch „die geglättete (Wachs-) Schreibtafel, die beschrieben werden kann“?? Zu „Mutum est pictura poema“ (bei „Bild“) erfähre man gern mehr als „Helfer 108“; HELFER stellt immerhin eine Verbindung zu „ut pictura poesis“ her, das von K. bei „Gedicht“ ohne Erklärung nennt. Mehr Erläuterung wünscht man sich auch etwa zu „Barbarus hic ego sum“, „Et in Arcadia ego“, „Exoriare aliquis ...“ (dies ist übrigens kein „vaticinium ex eventu“ innerhalb der Aeneis, in der ja Hannibal nicht vorkommt, sondern ein Wunsch). „Quale vinum tale Latinum“ versteht der Leser nicht ohne die von HANS WEIS, *Bella bulla* 151 mitgeteilte Anekdote. Bei „Veni vidi vici“ ist formal außer gleichem An- und Auslaut bemerkenswert die gleiche grammatische Form und die gleiche Silbenzahl; die von Plutarch überlieferte griechische Fassung, das muss ich als Gräzist leider sagen, ist längst nicht so eindrucksvoll. Zu Nr. 260 wird auf eine neuzeitliche „parodistische Variante“ aufmerksam gemacht; es sollte noch viel mehr auf Parodien und Travestien hingewiesen werden, s. J. W., *Ab ovo ...* (MDAV-Fassung) 132 ff. – Wo Stellennachweise fehlen, haben gewöhnlich auch BAYER, *Nota bene!*, bzw. HELFER keine. Zu „Caesarem vehis“ gibt sie TOSI: *Florus* 2,13,37.

Zu den Beigaben: Die benutzten Editionen stehen nicht in den Autoren-Abschnitten, sondern in: „Quellen“. „Literatur“ ist ein Konglomerat von Ausgaben (so bei: Benediktinerregel, Bibel, Codex iuris canonici), Übersetzungen (z. B. CAPELLES „Vorsokratikern“), Sekundärliteratur (BÖMERS „Metamorphosen“-Kommentar, VON ALBRECHTS Literaturgeschichte). Beim „Leutsch / Schneidewin“ von 1958 (hier sollte der zu Nr. 130 erwähnte, bei L. / S. gedruckte Apostolios genannt sein)² und dem Suda-Lexikon A. ADLERS von 1989-94 handelt es sich um reine Neudrucke; die Originalausgaben sind also ebenso gut benutzbar. Bei „Literatur“ unbedingt zu nennen ein Kabinettstückchen des Parömiologen WOLFGANG MIEDER: „Veni, vidi, vici“. Zum heutigen Leben eines klassischen Zitats, Sprachpflege 40 (1991), 97 ff. Vgl. auch Der Spiegel 15/1999, 134 ff.: „Veni, vidi, viagri“.

Man hat ein nützliches Buch mehr im Bücher-schrank; man hofft, dass es bei weiteren Auflagen noch nützlicher wird. (Bedenkenswertes dazu auch bei E. MENSCHING, Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg 44, 2000, 26 f.)

- 1) In dem Zitat „Punica fides, Iesuitica fides“, mit der vorsichtigen Erklärung „Die Jesuiten fühlen sich – angeblich – an ihr gegebenes Wort ebensowenig gebunden wie die Punier.“ Ähnliche Vorsicht übt K. auch sonst. So erläutert er „sacrificium intellectus“: „In Glaubensfragen haben ... die Katholiken ... gegebenenfalls eigene, abweichende Überzeugungen aufzuopfern. Gemeint ist aber kein blinder ... Glaube.“ In einem philologischen Werk überraschend auch eine Formulierung zu „patres ecclesiae“: „die sich durch Rechtgläubigkeit, Heiligkeit des Lebens ... auszeichneten.“
- 2) Wie zum „Otto“ gibt es auch zum „L./S.“ ein „Supplementum“: Hildesheim 1961.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Duden. Die deutsche Rechtschreibung. 22., völlig Neub. und erw. Aufl. Mannheim usw. (Dudenverlag) 2000. Der Duden in zwölf Bänden 1. 1152 S. DM 39, 90. ISBN 3-411-04012-2. PC-Bibliothek Version 2.1 mit Plus-Paket: Duden – die deutsche Rechtschreibung. 1 CD-ROM für Windows oder Apple Macintosh. Mannheim usw. (Dudenverlag) 2000. DM 39,90 (ISBN 3-411-06706-3).

Der neue Duden ist da, in der umstrittenen neuen Rechtschreibung, aber mit vielen Varianten. Hier sei vor allem auf *altsprachliche relevante* Aspekte eingegangen, nach dem Motto: Jede Griechisch- und Lateinstunde zugleich eine Deutschstunde (das Umgekehrte ist wohl eine Utopie, leider). Ich ordne die neu aufgenommenen wie die vermissten Lexeme alphabetisch nach den antiken Wörtern, je nachdem ob sie in den maßgeblichen Wörterbüchern wie dem LIDDELL / SCOTT / JONES (mit Supplement von 1996) und dem Oxford Latin Dictionary ein Lemma haben. Dabei ist zu bedenken, dass Griechisches oft über das Lateinische (und Französische usw.)¹ zu uns gelangt ist; Entsprechendes gilt für Lateinisches. „Griechisches“ und „Lateinisches“ bedeutet hier nicht, dass diese Wörter im Altertum in der heutigen Form und/oder Bedeutung belegt sind, sondern lediglich, dass sie letztlich auf griechisches/lateinisches Wortgut zurückgehen, unter Umständen erst nachantik mit Mitteln dieser Sprachen gebildet sind. Auf Wortgeschichten verzichte ich: Sie würden viel Raum kosten und sind oft noch nicht genug erforscht. Der Übersichtlichkeit wegen gebe ich die Ausgangswörter auch dort, wo sie leicht hinzuzudenken sind. Ist nur ein Teil des heutigen (Mehrwort-)Lexems griechisch bzw. lateinisch, ist dieser kursiv gesetzt. Die Schreibung erfolgt nach den derzeit gültigen Regeln.

Unter den 5000 neuen Wörtern/Wortgruppen sind u. a. folgende griechisch: ἄγκυρα > ancora, ml. anchora: *Anchorman* „Moderator“ u. ä.; αὐτόματος: *Bankomat*; γεν(ν)ητικός: *genetischer* Fingerabdruck; δίσκος: *Diskjockey/DJane* (movierte Feminina sind durchweg verzeichnet, sogar Fälle wie: *Ethiker, Ethikerin*); ἤλεκτρον, commercium, positus: *E-Commerce, E-Post* (vgl. *E-Mail*), Xetra ([e]xchange electronic trade); κανών: *Canyoning*; bi-, κύκλος: *bicycle* > *Bike*; κωμωδία: *Comedy(serie), Comedian* (Harmonists), ~, situs: *Sitcom*; ὄρχιδιον: *Orchideenfach*; παρα- (παράλυτος), ὀλυμπικός: *Paralympics*; πλατύς: *Plateausohle*; τῆλε: *Telearbeit, -tubbies*; ὑπέρ: *Hyperlink*; χάρτης: *Green Card*.

Neues Lateinisches: alienus: Alien; cancellare: canceln; classis: Business class; collat-: *Kollateralschaden*, Euphemismus der Kosovokriegsberichterstattung, „Unwort“ des Jahres 1999; datus: *Blind Date*; doctor: *Doktormutter*; documentum, sapo: *Dokusoap*; editor: Editorial; educare, tenere: *Edutainment* (vgl.: Info-, Entertainment); fortis: *K[osovo]for*; globalis: *Globalplayer*; informare, positus: *Infopost*; locatio: Location; minutus: *Last-Minute*; pacare „zufriedenstellen“ z. B. durch Bezahlen: *Bezahlfernsehen*, zu *Pay-TV*; pagina: *Homepage*; paratus: *Loveparade*; pertusus: piercen; populus: rechts*populistisch*; potentia: *Potenzpille*; pressus: *Yellowpress*; pro, filum: *Profiler*; proletarius: *Proll*, *prollig*; providere: *Provider*; quotus: *Quotenfrau*, *Frauenquote*; specialis: *Special*; strata (via): *Streetball*; valere: *Shareholdervalue*; vigor, Niagara: *Viagra*, „wohl in Anlehnung an die Größe und unaufhörlich strömende Kraft dieser Wasserfälle“(!) (Das große Fremdwörterbuch, 2., Neub. und erw. Aufl. Mannheim 2000; Brockhaus. Die Enzyklopädie, 20. [...] Aufl., Bd 30, Leipzig, Mannheim 1999); an virilitas/virility, Niagara denkt das Concise Oxford Dictionary ¹⁰1999 (freundlicher Hinweis meines Kollegen Klaus Hansen).

Da Altsprachler durchaus lebenszugewandte Menschen sind, seien noch einige nichtaltsprachliche Neuzugänge genannt: *Bimbes*, *Casting*, *chatten*, *Denglisch*, *frau* (es fehlt noch fast so häufiges „*mann*“), *Fun* (noch nicht aufgenommen: *Fungesellschaft*), *Intifada*, *Loser*, *mailen*, *nabelfrei* (!), *One-Night-Stand*, *Rollerblades*, *S(c)hoah*, *taff* (als eingedeutschte Schreibung von: *tough*, das schon früher verzeichnet wurde), *Tamagotschi*, *Warmduscher* u. ä., *Wellness*, *WWW*, *zumüllen*, *Zweidrittelgesellschaft*.

An Griechischem fehlt (nach Duden-Kriterien) z.B. ἀτλαντικός: *atlantisch* = nordatlantisch, *Nato-*; βραχίων > *bracchium* > frz., engl.: *Bra*, *Wonderbra* etc.; scientia, -λογία: *Scientology*; παρα-, engl. glide: *Paragleiten*, als Eindeutschung von „*Paragliding*“ (war schon aufgenommen); πολιτικός, classic: *politische Klasse*; τηλε, promptus: *Teleprompter*; χάρτης: *Bahncard*; an Lateinischem: *alumnus*: *Alumnus*, -a „*AbsolventIn*“; *area*: out of *area-*; *bulga*: *Low-budget-Film*; *candela*: *Candle-Light-Dinner*; *civitas*:

Citycall; *connectio*: *Connection* (*Mafia*); *consultare*: *Consulting*; *destinatio*: *Destination* = (Reise-) *Ziel*; *essentialis*: *Essential*; *ex*: *Ex* (der, die, als selbständiges Wort, wie „*bi*“); *exemplum*: *Sampler*; *expositio*: *Expo*; *facies*: *Facelifting*; *fixus*: *Fixing* = *Börsenkursfestlegung*; *Format* = *Fernsehsendung*; *genus, studium*: *Gender Studies*; *generatio*: *Generation* = bestimmter Entwicklungsstand bei Geräten; *impedimentum*: *Impeachment*, keine „*Verpfirschung*“ nach Art der *Claudius*schen „*Verkürbissung*“ (die „*Verpfirschung*“ würde zu *peach* „*Pfirsich*“ gehören, beides zu μήλον Περισκόβον); *Iulius*: *July*; *linea*... *luxus*: *Night-*, *Fein-*, *Luxusliner*²; *miraculum*: *Miracle Bra* (*Bra*: βραχίων); *operatus*: *operativ* (*Ökon.*); *ordo*: *Mailorder*; *praeservare*: *Preser* (*Präservativ*; das e ist wie in „*Premium*“ usw. englisch beeinflusst); *primarius*: *Primaries*; *relatio*: *Relation* = *Strecke*; *salvus*: *Safety first*; *sapo, opera*: *Soap-opera* (die Übersetzung „*Seifenoper*“ war bereits berücksichtigt); *su(pe)rprae(he)nsio, pars*: *Surprise Party*; *supervivere*: *Survivaltraining*; *tabula*: *Tabs* (mir ist nur der Plural geläufig); *universum*: *Miss Univers.* – An Nichtgriechischem / -lateinischem vermisst der allseitig interessierte Altsprachler u.a. *Fatwa*, *mint*, *Mos-sad*, *Niño*, -a, *Shit* = merde, *Thinktank*.

Auffallend die Diskrepanzen im Wortbestand zwischen dem Duden von 2000 und dem Großen Fremdwörterbuch von 2000; beide sind in ein und demselben Verlag erschienen – soll man hier frei nach FALLADA sagen: Jeder lexikographiert für sich allein?

Die Erläuterungen sind oft erheblich knapper als in der Auflage von 1996, zu knapp z. B. bei „*Jetset*“, „*Logistik*“, „*politisch korrekt*“. – Wieso betrifft „*Fallstudie*“ nur *Psychologie* und *Soziologie*? Und wieso ist ein „*Orchideenfach*“ ein „*ausgefallenes Studienfach*“? Hier legen nicht nur die *Klassischen Philologen* Protest ein.

Im Vorspann ist das „*Klassisch-griechische Transkriptions- und Transliterationssystem*“ der 21. Auflage durch „*Das griechische Alphabet*“ (jetzt mit Großbuchstaben) und „*Transkription und Transliteration griechischer Buchstaben*“ (jetzt mit Diphthongen) ersetzt. Dabei hat man stark an das *Neugriechische* gedacht, vgl. etwa β mit *Transkription* und -*literation* v, „in klas-

sischen Texten und traditionell [?] meist [?] als b wiedergegeben“; dementsprechend η/i/i, aber dann müsste natürlich auch δ als stimmhaftes th, θ als stimmloses th wiedergegeben sein, ζ als stimmhaftes s etc. Diese Seite muss gründlich überarbeitet werden.

Eine sehr nützliche Beigabe: die „Wörter und Unwörter des Jahres“ seit 1977 („Wort...“ 1999: Millennium, vorher u. a.: Rot-Grün, Reformstau, Multimedia, Politikverdrossenheit) bzw. seit 1991 („Unwort...“ 1999: Kollateralschaden, s. o., vorher u. a.: sozialverträgliches Frühableben, Wohlstandsmüll, Rentnerschwemme, Peanuts, ethnische Säuberung, ausländerfrei); man wundert sich allerdings, dass nicht alle im „Wörterverzeichnis“ begegnen.

- 1) Vor allem kommt seit Jahrzehnten vieles über das Englische zu uns, so dass die „Berliner Zeitung“ ihre Rezension unwirsch überschrieb: „The Duden [...] gemailt und downgeloaded“. Vgl. J. WERNER, Von *Aborigines* bis *Telewischn* - griechische und lateinische Anglizismen im Deutschen, demnächst in: Akten des Altertumswissenschaftlerkongresses Tbilisi 2000; eine kürzere Fassung in: Pontes I. Akten der ersten Innsbrucker Tagung zur Rezeption der klassischen Antike, Innsbruck usw. 2001. Weitere Forschungsliteratur zu Gräzismen, Latinismen, Anglizismen bei J. W., Forum Classicum 2/2000, 122f.
- 2) Zahlreiche andere *-liner* und *-lines* sind berücksichtigt. Übrigens hilft in solchen Fällen u.U. die CD-ROM weiter, die etwa zum Lexem „Phobie“ alle *-phobien* liefert.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Aghion, Irène; Barbillon, Claire; Lissarrague, François: Reclams Lexikon der antiken Götter und Heroen in der Kunst. Dt. Bearb. v. Klaus Fräßle. 338 S., 78,00 DM. Stuttgart: Reclam 2000 (ISBN 3-15-010467-X).

„Dem passionierten Kunstfreund oder dem nur neugierigen Betrachter von Bildern einen Zugang zu Themen der antiken Mythologie und Geschichte zu eröffnen, denen er in Werken der Malerei und Skulptur in Museen und Ausstellungen oder bei der Lektüre begegnet...“ – zu diesem Zweck werden dem Leser mehr als 250 Personen – Götter, Heroen und Helden der Sage und Geschichte – in Wort und Bild vorgestellt (weswegen der deutsche Titel besser

lauten müsste: „Lexikon der antiken Götter und historischen Personen in der Kunst“). Zu jedem Namen (sowie zu 25 Sachartikeln wie „Entführung“, „Parnassos“ oder „Metamorphose“) erhält man zunächst eine kurze Zusammenfassung der historischen oder mythologischen Überlieferung unter besonderer Berücksichtigung der Fakten, die dem Verständnis der Darstellungen in der Kunst dienen. So nimmt beispielsweise in dem verhältnismäßig kurzen Artikel „Apollon“ (alle Götter sind unter ihrem griechischen Namen aufgeführt) die Darstellung Apolls als Rachegott sowie seiner amourösen Eskapaden breiteren Raum ein als seine Funktion als Gott der Heilkunst oder der Weissagung. Inhaltlich fühlt man sich hinreichend informiert, wobei die deutsche Bearbeitung durch KLAUS FRÄßLE eine sprachliche Glättung durchaus verdient hätte. Im zweiten Teil eines jeden Artikels werden Darstellungen aus der Kunst des Altertums und der Neuzeit aufgeführt und in der Regel mit durchaus hilfreichen, aber leider sehr knappen Erläuterungen zur Entwicklung und Gestaltung dieser Figur im Lauf der Jahrhunderte sowie auch zu einzelnen Kunstwerken versehen. Hier hätte sich gerade der in der Einleitung angesprochene „neugierige Betrachter“ gewünscht, statt der reinen Aufzählung von 20 bildlichen Darstellungen und ihrer Standorte in den Museen dieser Welt lieber eine detailliertere Interpretation von zwei oder drei Bildern vorzufinden. (Ein Beispiel für eine solche ausführliche Bildinterpretation enthält die Einleitung: Mantegnas „Parnaß“.) Am Schluss jedes Artikels stehen die literarischen Quellen aus Antike und Mittelalter, ergänzt durch bibliographische Angaben zu Publikationen, die sich näher mit den behandelten Kunstwerken befassen. Fast jedem Artikel zugeordnet ist mindestens eine – leider meist sehr kleinformatige – bildliche Darstellung der behandelten Person, wobei sich Beispiele aus nahezu allen Gattungen der darstellenden Kunst finden: Vasenbilder, Reliefs, Mosaiken, Münzen, Skulpturen, Gobelins, Gemälde usw. Der Schwerpunkt liegt hier neben den antiken Vasenbildern bei der Malerei des Barock und des 19. Jahrhunderts, die auch in den 32 sehr schönen und großformatigen (!) Farbtafeln besondere

Berücksichtigung findet. Leider scheint für die Herausgeber die Rezeption antiker Themen mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu enden, da sich unter 372 Abbildungen nur ein (!) nach 1910 entstandenes Kunstwerk fand. Weder DALI noch PICASSO sind vertreten. Etliche nicht unter ihrem Namen aufgeführte Personen lassen sich mit Hilfe eines Registers auffinden (unter Amulius wird hier beispielsweise auf Romulus und Remus verwiesen), sehr nützlich ist sicher auch ein zweites Register der „Attribute und Kennzeichen“, das den Leser z. B. unter dem Stichwort „Vogelleib“ auf Harpyien und Sirenen, bei der „Schere“ auf die Moiren verweist.

Naturgemäß muss ein derartiges Nachschlagewerk, will es noch ein handliches Format bewahren und zudem bezahlbar sein, eine Auswahl treffen, und jede Auswahl ist subjektiv. Im Bereich der Mythologie scheinen die Herausgeber eine gute Wahl getroffen zu haben. Das Fehlen einiger literarisch bedeutsamer Figuren wie zum Beispiel der Antigone mag sich mit ihrer geringen Bedeutung für die Malerei erklären lassen. Nicht ganz nachvollziehbar erscheint der Rezensentin die Auswahl der „Heroen“, d. h. der historischen Personen. Sicher ist es ein Gewinn, dass griechische und römische Nationalhelden/innen wie ALEXANDER, CINCINATUS oder CLOELIA aufgenommen wurden, doch AUGUSTUS, MARK AUREL, SAPPHO oder VERGIL erwartet man nicht unbedingt in einem Lexikon mit diesem Titel. Warum dann SENECA und ARISTOTELES behandelt werden, nicht jedoch CICERO oder PLATON, ist nicht unbedingt einleuchtend. Doch sind dies nur geringfügige Einwände gegen ein insgesamt interessantes, anregendes und angesichts der Tatsache, dass die antike Mythologie gerade in den Schulen eine Renaissance zu erleben scheint, für Lehrer und Schüler nützliches Buch.

SOLVEIG KNOBELSDORF, Berlin

Hose, Martin: Kleine griechische Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Ende der Antike. München: Beck 1999. 261 S., 24,00 DM (Becksche Reihe. 1326; ISBN 3-406-42126-1).

Walther Kranz' kleine „Geschichte der griechischen Literatur“, 1940 erschienen und sei-

nerzeit ein kleines Meisterwerk, ist doch inzwischen methodisch und sachlich arg veraltet. So kann denn ein Versuch, Ersatz zu schaffen, nur willkommen sein.

HOSE, nach mehreren Stationen, u. a. in Greifswald, bereits in jungen Jahren an die Universität München berufen, hat seine Aufgabe nicht nur darin gesehen, die jeweiligen Werke und, soweit bekannt, ihre Autoren vorzustellen, sondern: „Die Funktion der Werke soll im Vordergrund stehen, ihre Bedeutung im Kontext der jeweiligen Kristallisationspunkte Fest, Polis, Hof und Schule skizziert werden.“ (S.14)

Es liegt auf der Hand, dass dieser Gesichtspunkt für viele Werke außerordentlich spannende Ergebnisse bringt. Die frühen Epen: Träger der Erinnerung an die untergegangene achäische Kultur, als Mittel, ein hergebrachtes aristokratisches Selbstverständnis auszuformen und zu bestätigen. Ihre Stoffe: über die dunklen Jahrhunderte zurückweisend, mit einem eingefrorenen Themenrepertoire, ohne dass die Dorier, die inzwischen die Herrschaft über die Peloponnes übernommen hatten, eine Rolle spielten. Euböa, Athen, wo man kleine Herrschaftssitze gefunden hat, vor allem Ionien: die Orte, deren Feste derart der Tradition des Adels dienten.

Für die Lyrik müssen hier noch stärker althergebrachte Wege verlassen werden: nicht das in alexandrinischer Zeit am „Schreibtisch“ umrissene System der literarischen Genera, sondern der Sitz im Leben, etwa die Aufführung an einem bestimmten Götterfest oder das Symposion bzw. das „Syssition“ in Sparta, die Gruppe, die sich dort fand, bestimmten die Zuordnung des Gedichtes. Im deutschen Bereich konnte HOSE hier vielfach auf Veröffentlichungen von WOLFGANG RÖSLER zurückgreifen. Als Bezugsort zeichnet sich mehr und mehr die Polis ab, auch die Professionalisierung des Dichters wird sichtbar, der nicht mehr Teil der aristokratischen Gesellschaft ist, sondern für sie arbeitet. So sind auch die frühesten Zeugnisse für Chorlyrik kein „Anfang“, sondern bilden nur insofern einen Einschnitt, als die Poesie jetzt durch die Schrift bewahrt (oder, mit einem grauenhaften modischen Ausdruck, „verschriftlicht“) wird.

Dass die Tragödie gerade diesem Zugriff viele Ansatzmöglichkeiten bietet, dafür hatten CHRISTIAN MEIER und andere seit einiger Zeit den Nachweis angetreten. Die Dionysien einzurichten oder doch zu einem wichtigen Fest auszugestalten, lag im Interesse der Peisistratiden: „Loyalitäten gewann man über Götterfeste, bei denen die Bevölkerung zum Opfer und zum Mahl zusammenkam – gerade auch das Mahl war für die ärmeren Bürger eine der seltenen Gelegenheiten einer Fleischmahlzeit“ (S. 92), und ein Dionysosfest war geeignet, mit Rausch und Fröhlichkeit gerade auch die unteren Schichten anzusprechen. In diesem Rahmen mag THESPIS der „geniale Erfinder“ (S.93) gewesen sein, der, an traditionelle kultische Chorgesänge anknüpfend, dem Chor einen „Antwörter“ gegenüberstellte.

Diese Beispiele seien hier genannt dafür, wie HOSE einen aktuellen Zugriff auf griechische Literaturgeschichte wagt, dies zudem in einer plastischen und eingängigen Sprachgestalt.

Allerdings ist dieser Zugriff nicht für alle Teile seiner Literaturgeschichte gleichermaßen fruchtbar gewesen. Weniger zur Sophistik, wohl aber zur Philosophie im eigentlichen Sinne hat HOSE von dieser Sichtweise aus nicht viel gewonnen. Hätten nicht die philosophischen Schulen Gegenstand sein sollen und die Basis ihrer Wirksamkeit, weniger ihre Lehren? Lässt sich auf derart knappem Raum überhaupt halbwegs Verständliches über die Ideenlehre sagen? Ohnehin gerät, was in der ersten Hälfte der Darstellung ihr Zentrum war, später etwas an den Rand: der „Sitz im Leben“ – trotz einzelnen Kapiteln über „Höfe und ihre Literatur“ (S. 138-9) oder der Definition der „*paideia*“ als „eines Bildungswissens von einer gemeinsamen Vergangenheit“ (S. 157). Andere methodische Ansätze tauchen als Begriffe auf: „Geistesgeschichte“ (z. B. S. 204), „Formgeschichte“ (für die christliche Literatur S. 215). Lagen hier HOSE vielleicht weniger Forschungsergebnisse vor? Oder verschieben sich die Relationen einfach dadurch, dass für die spätere Zeit so viel mehr Fakten wiederzugeben sind?

Doch dies zu vertiefen wäre ungerecht. HOSE ist es gelungen, mit erfreulicher Klarheit (und

auch mit einer Fülle von Literaturhinweisen als Belegen) eine kurze griechische Literaturgeschichte zu verfassen, die Grundlage für Schülerreferate sein und wegen so manchen neuartigen methodischen Zugriffs auch für uns vielfach eine aufregende Lektüre sein kann.

HANSJÖRG WÖLKE

Seeck, Gustav Adolf: Die griechische Tragödie. Stuttgart: Reclam 2000. 272 S., 12,00 DM (Universal-Bibliothek. 17621; ISBN 3150176212)

JOACHIM LATACZ hat vor einigen Jahren einen hervorragenden Band „Einführung in die griechische Tragödie“ (s. MDAV 1994, H.1) vorgelegt. Die Zielgruppe beider Bände ist gleich: nicht der Fachwissenschaftler, sondern der Interessierte, der Schüler, der ein Referat halten soll, gewiss in so manchem auch der Lehrer. Allein dies lässt die Frage entstehen, ob ein neuer Band mit dem gleichen Ziel und entsprechenden Inhalten daneben erforderlich oder sinnvoll erscheint. Um es gleich zu sagen: bedingt.

Beiden Bänden ist gemeinsam ein Überblick über die einzelnen Stücke, LATACZ hatte allerdings den „Kyklops“ als Satyrspiel ausgelassen. SEECK ordnet, soweit das möglich ist, chronologisch an; er gliedert jede Besprechung übersichtlich in (A) benutzter Stoff, (B) Handlung des Stücks, (C) Erläuterungen (SEECK ist bescheiden und sagt nicht „Interpretation“, obgleich der Abschnitt C jeweils Grundlinien einer solchen enthält). Die knappen Formulierungen, knapper als bei LATACZ, erleichtern ein Nachschlagen.

SEECK liefert zudem eine Vielzahl von Fakten rund um das griechische Theater, die tatsächlich keinerlei Vorkenntnisse voraussetzen; sogar über Schreibmaterial und Transliteration in den späteren Jahrtausenden informiert er, nicht allerdings über das Verhältnis von Rollenbüchern und vollständigem Text, zudem einige sehr konkrete Informationen oder wenigstens Fragen, die zu den Aufführungsbedingungen gehören: Grundriss und Aufbau des Theaters, Kostüme und Requisiten, Organisation der Spiele. Wichtig scheint sein Hinweis, man dürfe die häufig gerühmte literarische Bildung des athenischen Publikums nicht überschätzen: nicht nur, dass die Preise nicht die Allgemeinheit, sondern die Jury

vergab; trotz aller häufig eindrucksvollen Akustik wird ein Zuschauer unter freiem Himmel, wenn vier Stücke hintereinander gespielt werden, nicht immer nur zugehört und nicht immer alles verstanden haben, am wenigsten die schwer verständlichen Chorlieder (S. 187). SEECK lenkt die Aufmerksamkeit auch auf einige äußere Fragen, die, eigentlich erstaunlich, häufig den Heutigen noch gar nicht zum Problem geworden sind: Welche Rolle spielte das Wetter (Ende Januar bzw. Ende März, bei den Lenäen und bei den großen Dionysien, regnet es auch in Griechenland häufiger und ist es teilweise unangenehm kalt)? Wie war es mit den sanitären Anlagen? Gab es Platzanweiser? Auch fragt sich SEECK z. B., ob nicht beim Aufhängen der Kulissen nie jemand gestolpert und wie so manches Missgeschick auf der tragischen Bühne in der Komödie verewigt worden sei und ob derlei nicht doch einen Vorhang erfordert habe (S. 78) – ein methodisch allerdings nicht recht überzeugendes Argument *ex silentio*, zumal nun einmal keine Spuren geblieben sind. SEECK hat auch viel Freude an der Vorstellung, es habe auf der griechischen Bühne gedonnert, geblitzt (mit Hilfe von Spiegeln) und geraucht (S. 78f.; 183f.) – aber ob die Stelle Plat. rep. 397 a sich auf reale athenische Verhältnisse bezieht, scheint zumindest nicht gesichert, spricht doch PLATON von der nachahmenden Vortragsweise in seinem Staat. SEECK stellt zudem an anderer Stelle fest, dass der athenische Zuschauer keineswegs stets das Bedürfnis nach Naturalismus gehabt habe: ihm „bereitete es offenbar nicht die geringste Mühe, das auf der Bühne sichtbare Gebäude von einem Augenblick auf den anderen ... umzudeuten“; gemeint ist z. B. der Wechsel von Delphi nach Athen in den „Eumeniden“. Denn an Umbauten sei „überhaupt nicht zu denken“ (S. 205) – trotz der vorhandenen Kulissen also.

Die Frage, wie die Tragödie entstanden sei, wird wohl auf immer ungelöst bleiben müssen. SEECK versucht immerhin einige Hinweise (keine durchorganisierte Theorie), wie er sich die Entstehung der Tragödienform vorstellen könnte: er sieht von den Satyrn ab, denkt vielmehr an einen Ursprung aus dem Heroenkult und aus den chorlyrischen Aufführungen, die „sich vom Hero-

enkult ablösten und sich als kulturelles Ereignis verselbständigten“ (S. 33). Als ursprünglichen Inhalt der Tragödie nennt er recht apodiktisch den Tod eines Heros (S. 40). Dramatische Spannung sei dann dadurch entstanden, dass die Nachricht vom Tode des Heros dem Chor von einem Boten überbracht worden sei, und dies darf man wohl mit dem Kapitel über die „Dramatische Struktur“ verbinden derart, dass die Nachricht eine vorher bestehende Ungewissheit und Spannung auflöse (S. 195). So wird die Entstehung der Tragödie also zur Schöpfung eines „Theatergenies“ (S. 41), für die man „diesen Anonymus ... nicht genug rühmen“ kann (S. 41). Die dramatische Form des Satyrspiels dagegen ist „eigentlich nur als Reaktion auf die bereits existierende Tragödie zu verstehen“ (S. 38). An dieser Stelle ist selbstverständlich keine Auseinandersetzung mit diesem Theorem möglich, zumal SEECK seine Argumentationsgrundlagen offenbar nicht vollständig vorlegt. Für den völligen Laien, an den dies Büchlein aber ebenso gerichtet ist, wäre ein kleiner Hinweis sinnvoll, dass diese Überlegungen nicht der *communis opinio* entsprechen.

SEECK blickt besonders häufig auf die äußeren Bedingungen der Tragödie, hat aber auch Kapitel über „dramatische Struktur“, „Motivstruktur“, darüber, was das Tragische sei, und anderes geschrieben. Der Überblick über den Inhalt wird dem Leser sehr erleichtert durch das siebenseitige Inhaltsverzeichnis, das dadurch noch kleinteiliger erscheint, dass für rund 80 Seiten ja lediglich die drei Namen der Tragiker genannt werden. Dies weist auf eine gewisse Schwäche des gesamten Buches: während LATACZ, etwa in seinem Kapitel „Form und Wesen“, in kurzem Abriss äußere und innere Form aus „Wirkungsziel und Grundcharakter“ der Tragödie ableitet, verfährt SEECK eher additiv. Sein Kapitel „Was ist das Tragische?“ bietet so weniger die Antwort als Materialien zu ihr. Abgesehen von dem einen oder anderen Missgriff spricht eine Vielzahl von Informationen, sprechen auch die sehr handlichen Inhaltsangaben über die einzelnen Tragödien für SEECK. Dennoch wird man sein Büchlein eher als Ergänzung zu LATACZ' „Einführung“ benutzen wollen.

HANSJÖRG WÖLKE

Rosen, Klaus: *Griechische Geschichte erzählt. Von den Anfängen bis 338 v. Chr.* Darmstadt: Primus-Verlag 2000. 251 S., 49,90 DM (ISBN 3-89678-168-5; Lizenzausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft; Mitgliederpreis 39,80 DM, Bestellnr. 14744-8).

Schüler, die sich im Unterricht mit der griechischen Geschichte beschäftigen (müssen), stehen oftmals vor einem Literaturproblem: Die schulischen Geschichtsbücher gehen in der Regel nicht in die erforderliche Tiefe, während die wissenschaftlichen Werke den Schülern zu umfangreich oder zu kompliziert geschrieben sind.

In diese Lücke stößt K. ROSENS „Griechische Geschichte erzählt“, das sich laut Klappentext an diejenigen richtet, „denen Geschichte in der Schule Freude macht und ... (diejenigen), die sich die Freude an der Geschichte bewahrt haben.“ Wird das Buch diesem Anspruch gerecht? ROSENS „Griechische Geschichte erzählt“ erfüllt die Erwartungen und wird sicherlich auch bei denen, die bisher wenig mit griechischer Geschichte zu tun gehabt haben, Lust auf mehr wecken.

Das liegt nicht so sehr an der konventionellen Gliederung des Buches. Von den beiden einleitenden Kapiteln (Was ist Geschichte? und Warum griechische Geschichte?) einmal abgesehen, stellt ROSEN, ausgehend von der Geographie Griechenlands, in 15 Kapiteln die politische und kulturelle Entwicklung des Landes dar.

Die Stärke des Buches liegt auch nicht in neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, wobei diese überall berücksichtigt und erwähnt werden. Die Art und Weise der Darstellung macht den Reiz des Buches aus. Der Leser hat das Gefühl, von einem Meister des Faches im Plauderton über Griechenland und seine Bedeutung unterrichtet zu werden. Man kommt sich wie ein Zeuge oder besser Teilnehmer an der politischen, wissenschaftlichen und literarischen Entwicklung Griechenlands vor.

Um hierfür nur ein Beispiel anzuführen: Während ROSEN die Entwicklung der Historie von HOMER über HERODOT zu THUKYDIDES aufzeigt, merkt der Leser, wie wenig der moderne

Geschichtsforscher über die Antike hinausgekommen ist. Während man eben noch über die Modernität von THUKYDIDES STAUNT, denkt man schon über geschichtsphilosophische Fragen NACH (S.153 ff.).

Kurz: Es gelingt Rosen die MODERNITÄT und Aktualität der Griechen zu verdeutlichen und zum Weiterdenken anzuregen.

Diese hervorragende Darstellung weist nur wenige Desiderate auf: Warum findet sich im Zusammenhang mit der Beschreibung der Hoplitaphalanx keine Abbildung der Chigikanne (S. 77)? Die Siedlungsbewegung der Griechen hätte anhand einer Karte veranschaulicht werden KÖNNEN (S. 81). Wo hier zwei Abbildungen fehlen, bleibt ihr Sinn an anderen Stellen verborgen: WAS BRINGT die Abbildung Homers (S. 36), welche Rückschlüsse soll man aus dem Bild des Themistokles ziehen (S. 136) und warum blickt Platon den Leser an (S. 208)? Schließlich ist noch die Druckqualität der Karte 2 zu beanstanden. Nur mit großer Mühe lassen SICH DIE griechischen Dialekte erkennen. Vielleicht sollte man bei einer neuen Auflage mit anderen Symbolen oder Schraffuren arbeiten.

Im Quellen- und LITERATURVERZEICHNIS sind die wichtigsten Werke verzeichnet, wobei ich H. G. Nesselrath, Einführung in die griechische Philologie, Stuttgart und Leipzig 1997 und E. Baltrusch, Sparta. Geschichte, Gesellschaft und Kultur, München 1998 vermissen. Zur rascheren Orientierung und zum Nachschlagen wäre ein Namens- und Ortsregister hilfreich.

Diese Bemerkungen können jedoch den sehr positiven Gesamteindruck nicht zunichte machen. Rosens „Griechische Geschichte erzählt“ gehört in die Schülerbibliotheken und wird dort sicherlich den einen oder anderen für die Antike begeistern können.

Jens Nitschke, Calau

Marcus Tullius Cicero – Sämtliche Reden. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Manfred Fuhrmann. Ausgabe in sieben Bänden, Patmos-Verlag und Artemis & Winkler Verlag Düsseldorf – Zürich 2000, DM 198,00 (ISBN 3-7608-3510-4).

Ciceros Reden zeichnen ein lebendiges Bild der verwirrenden und unruhigen politischen Lage im 1. Jahrhundert v.Chr. Sie gelten zudem als stilistische Meisterstücke. Mit ihnen führte Cicero die römische Beredsamkeit zu einer Klassizität, deren Suggestivkraft seine forensischen Erfolge bewirkte und ihre bleibende Faszination ausmacht.

Manfred Fuhrmann hat diese beachtliche Anzahl von Reden in jahrelanger Arbeit ganz vorzüglich ins Deutsche übersetzt. Ein Motiv für diese Arbeit nennt Fuhrmann in einer Einführung: „Enthält die Hinterlassenschaft Ciceros Potenzen, die, von den Fachleuten noch nicht hinlänglich erschlossen, auch die der institutionellen Garantie (sc. der höheren Schulbildung) entwachsene Gegenwart zu erreichen vermöchten?“ Der heutige Cicero-Leser ist also gefordert.

Zum 75. Geburtstag am 23. Juni 2000 gratulierte der Verlag Artemis & Winkler seinem langjährigen Autor, Herausgeber und Berater mit einer vorzüglichen Edition dieser Reden, solide gebundenen, gut 3000 Seiten im Umfang, mit allen Attributen (Einführung zu Cicero, Einleitung zu jeder Rede, schematische Übersicht, spezielle Literatur, Anmerkungsteil, ausgewählte Lesarten, Personenregister), die schon die erste Ausgabe (1970 bis 1982, 2. Auflage 1985) zu einem unverzichtbaren Arbeitsinstrument gemacht haben. Der nunmehr erheblich niedrigere Preis für die Gesamtübersetzung der Reden in einer griffigen Kassette dürfte das Werk jetzt auch für Studierende erschwinglich machen.

JOSEF RABL

Weinlich, Barbara; *Ovids Amores. Gedichtfolge und Handlungsablauf*. Stuttgart, Leipzig: Teubner 1999. 295 S., 130,00 DM (Beiträge zur Altertumskunde. 128; ISBN 3-598-77677-2).

*Qui modo Nasonis fueramus quinque libelli,
tres sumus; hoc illi praetulit auctor opus.
ut iam nulla tibi nos sit legisse voluptas,
at levior demptis poena duobus erit.*

Bis vor kurzem verstand man dieses von OVID den Amores vorangestellte Epigramm als Hin-

weis des Autors auf eine zweite, überarbeitete Auflage seiner Liebeselegien. B. WEINLICH fasst diese Verse mit N. HOLZBERG statt dessen als dichterisches Bekenntnis zur alexandrinischen Literaturtradition auf. Ausgehend von dieser Annahme ist es Leitgedanke dieser Frankfurter Dissertation, anhand von Einzelanalysen der Elegien zu untersuchen, ob eine „lineare Entwicklung“ innerhalb der drei Bücher *Amores* festzustellen ist und inwiefern Gestaltungsmerkmale des augusteischen Gedichtbuches in OVIDS Konzeption hineinwirken.

In einem ersten Kapitel benennt die Verfasserin die „Kriterien der Einzelgedichtanalyse“ (S. 13-22). Danach müssten die elegischen Gattungsgesetze angemessen berücksichtigt werden, insbesondere die PROPERZimitation in *Amores* I/II und die TIBULLNACHAHMUNG in III. Ausgehend von der Beobachtung, dass der Ich-Sprecher nicht mit dem Autor gleichzusetzen ist, unterscheidet WEINLICH ein Dichter- und Liebhaber-Ich. Im fruchtbaren Vergleich von antiker und neuphilologischer Begriffs- und Gattungstheorie versucht sie eine terminologische Reinigung der zur Charakterisierung von OVIDS *Amores* oft unscharf gebrauchten Begriffe „Ironie“ und „Parodie“; anstelle des letzteren schlägt sie den t. t. „Kontrafaktur“ vor, da dieses Verfahren anders als die Parodie moderner Prägung die Vorlage nicht herabsetzt, sondern als Folie für die eigene Aussage gebraucht. Das Verhältnis OVIDS zu AUGUSTUS scheidet WEINLICH wohl mit Bedacht ausdrücklich aus ihrer Betrachtung aus, handele es sich dabei doch „lediglich um einen Aspekt der Amores.“ (S. 21)

In drei Großkapiteln (S. 23-271) erfolgt dann die Einzelanalyse der Elegien jeden Buchs, wobei jeweils am Kapitelende eine Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse steht, die noch einmal am Ende der Studie gebündelt werden (S. 272-280). Demnach umfassen die drei Gedichtbücher *Amores* insgesamt nur 48 Elegien, da die Verfasserin eine Zweiteilung von 2,9 und 3,11 aus inhaltlichen Gründen ablehnt und 3,5 mit E. J. KENNEY als unecht ausscheidet. Laut WEINLICH folgt daraus, dass die etwa von JÄKEL und HOLZBERG angesetzte

Pentadengliederung hinfällig werde und dass W. PORTS These von der vorwiegend runden Zahl augusteischer Gedichtbücher sich einmal mehr als reines Wunschdenken erweise. Entsprechend der Zweiteilung in Verfasser-Ich und Liebhaber-Ich seien eine poetologische und eine Handlungsebene in jedem Buch zu unterscheiden: poetologische Programmgedichte am Beginn und Ende eines Buches rahmten die Ebene der Handlung ein, in denen der „Ovidische Liebhaber“ auftritt. Im übrigen ließen die jeweiligen Eingangselegien eine Entwicklung dahingehend erkennen, dass der Autor sein Interesse an der Gattung der Liebeselegie verliere.

Ein sog. „Bühneneffekt“ käme dadurch zustande, dass das Publikum mitverfolgen könne, wie der Ich-Sprecher dem fiktiven Adressaten gegenüber eine Maske trägt und so seine wahren Motive zu verbergen weiß. Hinter diesem selbstbewussten Verhalten des Liebhabers verberge sich ein im Vergleich zu TIBULL und PROPERZ neues Liebeskonzept: das Machtverhältnis zwischen Geliebter und *amator* hat sich umgedreht, da dieser sie rhetorisch geschickt zu manipulieren weiß. Als Beleg für diese These führt die Verfasserin an, dass elegische *termini technici* wie *domina* und *foedus aeternum* nur noch als „leere Worthülse(n)“ in persuasiver Absicht verwandt würden. Allerdings finde im Verlauf der drei Bücher, die WEINLICH als zusammenhängenden Liebesroman liest, eine bemerkenswerte Entwicklung statt: im ersten Buch trete der „Ovidische Liebhaber“ als selbstbewusster *miles amoris* auf, der mit rhetorischer Raffinesse seine Geliebte im Griff habe; im zweiten Buch werde ihm seine Ichbezogenheit zum Verhängnis, als Corinna sich von ihm distanziert, und das dritte Buch führe vor, wie der Protagonist sich zum hoffnungslos dieser Verliebten verfallenen *servus amoris* wandle.

Damit ergibt sich eine gegenläufige Entwicklung zu den drei Elegienbüchern des PROPERZ, in denen sich der unglücklich Verliebte des Monobiblos im zweiten Buch von Cynthia loszusagen sucht, was ihm erst im Verlauf des dritten Buches gelingt. An dieser Stelle vermisst der Rezensent eine Deutung dieses Befundes: ist das anfängliche Abrücken vom elegischen *servitium amoris* als

bloß spielerisches Neuerungsstreben des *poeta ingeniosissimus* aufzufassen, oder handelt es sich um den Versuch, das theoretische Konstrukt der elegischen Liebe vom Kopf auf die Füße zu stellen, d. h. ein realistischeres Liebesmodell poetisch vorzuführen? Immerhin wird in den *Amores* mit den Themen „Abtreibung“ und „Impotenz“ ja handfest Realistisches dargestellt.

Diese Anmerkung soll indes den Wert dieser klar strukturierten und methodisch sauberen Studie keinesfalls schmälern. Hervorhebenswert ist die gründliche Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur und die Konsequenz, mit der Thesen anderer Philologen gegebenenfalls korrigiert bzw. falsifiziert werden.

Für den an der Schule Unterrichtenden dürften neben den Ergebnissen dieser Arbeit vor allem die Einzelanalysen der Elegien von Nutzen sein, die in ihrer Verbindung von Paraphrase und Forschungsdiskussion sicherlich einige wertvolle Deutungshinweise zu geben vermögen. Man mache die Probe aufs Exempel und ziehe beispielsweise die Deutung von am. 1,15 auf den S. 80-86 zu Rate.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

P. Ovidius Naso: Amores. Ars amatoria. Metamorphoses. Berlin: Cornelsen 1999. Text. 120 S., 15,90 DM (ISBN 3-464-79693-0). Lehrerheft. 48 S., 11,90 DM (ISBN 3-464-79708-2).

Mit der neuen Ovid-Textauswahl von ROLF KUSSL ist ein aus mehreren Gründen besonderes Schulbuch anzuzeigen. Das Vorwort aus der Feder von N. HOLZBERG ist in der glücklich gewählten Form eines Kurzeinsatzes gehalten, das durch die organische Verzahnung von literarischen, biographischen und historischen Fakten dem Schüler nicht nur einen Überblick über das ovidische Oeuvre verschafft, sondern ihm auch erhellende Einblicke in das augusteische Rom ermöglicht. HOLZBERG zeigt auf, wie sich die Gattung der Elegie als Grundbass durch alle Dichtungen OVIDS zieht, wie die Metamorphosen und Fasti in ihrer Ausrichtung auf AUGUSTUS einerseits geschmeidig auf die Gereiztheit des Kaisers in der Krisenzeit des Prinzipats um 4 n. Chr. reagieren, andererseits aber auch subtilen Spott auf den *Princeps* einfließen lassen. Auch

der Evergreen der Ovidphilologie, die Frage nach dem Grund der Verbannung des Paeligners, wird neu angegangen: OVID habe sich unvorsichtig in das Ringen um die Prinzipatsnachfolge innerhalb der Kaiserfamilie begeben und sich letztlich auf die falsche Seite gestellt.

KUSSLS nach dem Prinzip *multum, non multa* zusammengestellte Textauswahl stellt eine weise Beschränkung auf das Mögliche dar: von den *Amores* sind 1,1/1,3/1,9/2,12 geboten, von der *Ars amatoria* Auszüge aus allen drei Büchern mit Prooemien, aus den Verwandlungssagen Prooemium, Schöpfung, Weltzeitalterlehre, Apoll und Daphne, Callisto, Pyramus und Thisbe, Orpheus und Eurydice, Pygmalion und der Epilog der Metamorphosen.

Unbedingt hervorhebenswert sind die Begleittexte, die die Lektüre vertiefen helfen, seien sie historischer (z. B. das Kapitel über den soziokulturellen Hintergrund der römischen Liebeslegie oder die Ehegesetze des AUGUSTUS) bzw. gattungsgeschichtlicher Natur (HESIOD und die Gattung Lehrgedicht, Einführung in das antike Epos vor OVID) oder seien es Informationen über OVID als Rezipienten (KALLIMACHOS Aitia frg. 1 zu Am. 1,1 bzw. HORAZ carm. 3,30 zum Metamorphosenepilog) bzw. OVID als Gegenstand der Rezeption (Texte von HANS SACHS, SHAKESPEARE, RILKE, RANSMAYR).

Das reiche, nie redundant wirkende Bildmaterial ist stets sinnvoll in die jeweilige Textpassage eingebunden: stellvertretend für anderes sei die Abbildung der augusteischen Umbildung einer spätklassischen Aphrodite-Statue zu einer Victoria genannt, an der das Streben des *Princeps* nach Versittlichung auch im Bereich der bildenden Kunst am schlagenden Beispiel aufgezeigt werden kann.

Der Sublinea-Kommentar ist durch Fettdruckhervorhebung übersichtlich gestaltet, der Anhang mit Hinweisen zur Metrik, Ergänzungswortschatz, Literatur- und Eigennamenverzeichnis reichhaltig ausgestattet.

Das Lehrerbegleitheft wird eröffnet durch einen Vorschlag für eine zweigeteilte Klassenarbeit, bevor Deutungshinweise, durchdachte Tafelbildvorschläge und Kopiervorlagen und weitere Zusatztexte geboten werden. KUSSL hat

es sich nicht leicht gemacht: herausgekommen ist eine nicht nur inhaltlich gediegene, sondern auch durch den farbigen, frisch wirkenden Einband optisch ansprechende Ovid-Schulausgabe, die in absehbarer Zeit kaum wird überboten werden können. Denn hier ist in kanonischer Weise das Begleittext- und Bildmaterial geboten, das mancher Lehrer vielleicht schon benutzt haben dürfte, allerdings erst, nachdem er es sich mühselig aus vielerlei Quellen zusammengesucht hat. Diese Textausgabe erspart künftigen Lehrergenerationen (*sit venia recensenti optima speranti*) die mühselige Arbeit des Zusammentragens, die sie anderweitig sinnvoll für das Fach Latein nutzen mögen.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

Thome, Gabriele: Zentrale Wertvorstellungen der Römer. Texte – Bilder – Interpretationen. Bd 1/2. 151 bzw. 152 S. je 35,00 DM. Bamberg: Buchner 2000 (Auxilia. 45. 46; Bestellnr. 5445 bzw. 5446).

Die vorliegende Arbeit der Berliner Latinistin will einen Überblick über Inhalt und Bedeutungsentwicklung der „zentralen römischen Wertvorstellungen“ geben. Statt einer näheren Erläuterung des Gegenstandes steht am Beginn zunächst ein „Forschungslage und Voraussetzungen“ benannter Teil, der einen Literaturüberblick zum Thema bietet und dann die These der Verf. von der Veränderung der Wertvorstellung am Beispiel der römischen *humanitas* ausführt (warum dieses Beispiel gewählt wird, bleibt ohne Begründung), woran sich wiederum ein „Forschungsüberblick zum Begriff der *humanitas* bzw. der römischen Humanität“ anschließt. Der erste Hauptteil stellt die wesentlichen „Charakteristika“ der römischen Wertvorstellungen vor. Hier erst rechtfertigt die Verf. auch ihre Begriffswahl, nach der „Wertvorstellung“ die allgemeinere Bezeichnung sei und auch deren Entwicklung mit einbeziehe, während der traditionelle Terminus „Wertbegriff“ erst auf die theoretische Fundamentierung von ethischen Normen und Begriffen in der späten Republik anwendbar sei. Daran anschließend widmet die Verf. den „Schuldbegriffen“ (*vitia*) – *consci*/*conscientia*, *paenitet*/*paenitentia*, *peccare*/*peccatum* – einen

„einführenden Exkurs“ (*sic*), obwohl es sich nach eigener Aussage gerade nicht um „zentrale römische Wertvorstellungen“ handelt, die aber „für das christlich-europäische Abendland prägend waren“ (Bd. 1,33), um den Weg von einer bloßen Zustandsbeschreibung (etwa „Mitwissen“) zu einem ethisch definierten Begriff („Gewissen“) in christlicher Zeit aufzuzeigen. Als Ergebnis hält die Verf. fest, dass römische Wertvorstellungen dynamisch, auf Aktivität und Umsetzung angelegt und reziprok (Haltung und Erwartungshaltung) seien. Das zweite Kapitel bietet einen „Überblick über das Spektrum der römischen Wertvorstellungen“ (Bd. 1,50-134). Die Verf. konstatiert zunächst einen Wandel der Wertvorstellungen in der späten Republik, den sie mit der Herrschaft SULLAS als dem Ende der alten *res publica* und der darauf einsetzenden Reflexion über moralische Werte unter griechischem Einfluß verbindet (Rhetorik an Herennius, CICEROS *De inventione*), um dann rückgreifend die intellektuelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland zu thematisieren. Die augusteische Erneuerung bedeutete danach ein Innehalten, während SENECA einen weiteren Schritt zur „Verinnerlichung“ bedeutete, bis die christlichen Autoren zu einer Neudefinition der Wertvorstellungen in ihrem Sinne gekommen seien. Im weiteren stellt die Verf. dann die einzelnen Wertvorstellungen vor: *fides, pietas, virtus/fortitudo, auctoritas, dignitas/ordo, gloria, pudor, labor, industria, sapientia, modus, amicitia, fortuna/copia, salus, libertas, concordia* (als Anhang ein Abschnitt über „Laster“). Nach diesem Überblick werden im dritten Teil die nach Meinung der Verf. wichtigsten Begriffe ausführlich vorgestellt: *religio, pietas, fides, pax, dignitas* (Bd. 2,3-134). Im Ergebnis kommt die Verf. zu folgenden Entwicklungsstufen: „Moralisierung“ und „Verinnerlichung“ in der späten Republik; in der Kaiserzeit „Erstarrung“ alter und Entwicklung neuer, auf den Kaiser bezogener Wertvorstellungen; Neuinterpretation durch das Christentum. Man wird den generellen Aussagen in dieser Form sicherlich zustimmen können. Allerdings bleiben Zweifel, ob Aufwand, Durchführung und Ertrag die Bemühungen der Verf. rechtfertigen.

Zunächst zur Durchführung: Die Verf. expliziert Gegenstand, Fragestellung und Methode nicht. Der Forschungsüberblick zu Beginn führt über eine mehr oder minder erhellend kommentierte Bibliographie nicht hinaus, die zwar die Zeitgebundenheit der älteren Literatur (sicherlich zu Recht) besonders herausstellt, aber deren Methode nicht erörtert. Das ausführliche Eingehen der Verf. auf die lexikalische Methode (als Ergebnis der Arbeit des *Thesaurus Linguae Latinae*) lässt den Verdacht aufkommen, es gehe ihr doch eher um „Begriffe“ als um „Vorstellungen“. Warum die Verf. ihre Ergebnisse gerade an der Untersuchung des *humanitas*-Begriffes gewinnen möchte, wird nirgends begründet. Gerade die Einleitung wird zudem mehrfach unterbrochen durch Anhänge (*sic*), Literaturüberblicke und detaillierte Einzelinterpretationen, so dass ein roter Faden nur mit Mühe zu erkennen ist. Den von Verf. und Verlag avisierten Nutzen für die „schulische Praxis“ (Bd. 1,5) mag man bezweifeln. Zunächst wird der Leser besonders im zweiten Teil mit einer Vielzahl von sachlich voraussetzungsreichen und sprachlich anspruchsvollen Originaltexten konfrontiert, deren Inhalt und Aussage für das Thema angerissen werden, um dann in einer Menge von Parallelen (unterschiedslos im Haupttext und den Anmerkungen angeführt) wieder verschüttet zu werden. Der stärkste Teil des Buches ist sicherlich das dritte Kapitel, in dem die Verf. z. T. recht ausführlich auf einzelne Quellentexte eingehen kann (auch auf ihren historischen Kontext) und so zu versteh- und lesbaren Einzelinterpretationen gelangt (z. B. Bd. 2,71f. die Besprechung von Polyb. 20,9ff. und Liv. 36,27ff. über das Missverständnis römischer *fides* durch griechische Politiker). Das größte Manko bleibt allerdings, dass Individuen und Gesellschaft, die der Träger der „Wertvorstellungen“ sind, schemenhaft bleiben und die Verf. nicht definiert, wer die „Römer“ eigentlich sind, über deren Ethik sie spricht. Die Urteile bleiben so emotional („übersteigertes ... Selbstgefühl“ Bd. 2,136), nicht analytisch. Ein der Quellenlage geschuldetes (Vor-) Urteil scheint es immer noch zu sein, die geistige Öffnung gegenüber griechischen Einflüssen auf den sog. „Scipionenkreis“ und dann die

Intellektuellen des 1. Jhs v. Chr. zurückzuführen (Verfasser der Herennius-Rhetorik, CICERO, VARRO). Die Verf. ignoriert dabei den Aufstieg der italischen Oberschichten im 2. und 1. Jh. v. Chr., die ihren politischen Anspruch durch Bildung durchzusetzen suchten, da der Weg der klassisch adeligen Kriegführung nicht mehr offenstand. So verlor sicherlich auch der Adel der Republik allmählich die Definitionsmacht über seine Ethik – der Weg zur „Subjektivierung“, „Moralisierung“ und „Verinnerlichung“ war damit frei. (Historisches ist nicht gerade die Stärke der Verf. Bd. 1,90 fehlt bei der Erörterung des Begriffes *ordo* die Bedeutung „Stand“, mit der dann aber operiert wird; die Ausführungen Bd. 2,136f. über das Verhältnis der Römer zu Fremden/Ausländern sind ein Beispiel elementarer Unkenntnis über die römische Praxis der Bürgerrechtsverleihungen speziell und der Integrationspolitik allgemein.)

Die Verf. hat sich mutig an die Interpretation eines vielfältigen und nicht immer einfach zu deutenden Materials gewagt. Kritik war so vielleicht vorauszusehen, aber doch nicht unvermeidlich. Ein leserfreundlicherer Text und eine durchschaubarere Gliederung hätten den Nutzen der Arbeit sicher noch erhöhen können.

KARL-LUDWIG ELVERS, Bochum

Helga Ruppert-Tribian, Catull Collagen. Liebesgedichte an Lesbia mit einer Übersetzung von Luise Maier. Herausgegeben, eingeleitet und mit einem Nachwort versehen von Friedrich Maier, Herrsching (Spann) 2000; Preis 18.90 DM, 36 S. DIN A4 Glanzpapier (Tel.-Best.: 08152-8376).

In dem Buch sind zwölf Gedichte CATULLS aus dem Lesbia-Zyklus enthalten, die angeordnet sind nach der Entwicklung der Liebe des Dichters zu seiner nicht unproblematischen, geliebten Dame Clodia. Die unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Empfindungen, die der Römer durch seine Verse der Welt mitteilt und die „in einer mitreißenden Sprache“, wie es der Herausgeber des Bandes, FRIEDRICH MAIER beschreibt, „die Jugend Roms zu seiner Zeit begeisterte“, dürften sich auch einem heutigen Leser nicht verschließen. Gleichwohl erhalten

wir Verständnishilfe auf doppeltem Wege. LUISE MAIER wählt die Form der lyrischen Übersetzung, hält sich aber nicht an die Zwänge der lateinischen Metrik, sondern geht eigene moderne Wege, die sich auch in ihrer Sprache niederschlagen. Die Künstlerin und Literaturillustratorin HELGA RUPPERT-TRIBIAN hingegen kleidet Catulls Liebeswerben, seine Leidenschaft und schließlich seine Verzweiflung in zehn Collagen.

Diese Technik bietet den unschätzbaren Vorteil, verschiedenste Elemente miteinander kombinieren zu können. So ist zwar ein Großteil der Bildteile der antiken Kunst entnommen, wie z. B. die Architektur des Forum Romanum, griechische Vasenbilder oder pompejanische Wandmalereien. Dem aber fügt die Künstlerin eigene Zeichnungen hinzu und Photoausschnitte, die z. B. Naturerscheinungen wie Sand, Sternenhimmel, Pflanzen oder Tiere darstellen. Auch Anlehnungen an moderne Künstler, wie die magischen Vogelarrangements eines M. C. ESCHER, finden Platz in den Collagen. Dadurch versetzt sich, wie es nach Angabe im Vorwort des Herausgebers auch ihr Wunsch war, die Liebesgeschichte in das Ambiente, „wo sie sich von mehr als 2000 Jahren einmal zutrug. Und das war Rom.“ Andererseits werden die Probleme, die CATULL mit seiner Liebsten hat, ins Heute transponiert, wenn nicht ganz zeitlos verallgemeinert. Denn die seelischen Zustände und Stimmungen, in die Menschen gerade beim „Kampf der Geschlechter“ einander versetzen, waren und werden wohl immer dieselben sein.

Der zweite Vorteil einer Collage als Medium für einen Zyklus liegt darin, Bildteile mehrfach zu verwenden, sogar innerhalb einer Collage zu duplizieren. So verfährt die Künstlerin beispielsweise in ihrer Illustration zu den *carmina* 5 und 7, die mit den Titeln „Wirbelnde Lebensfreude“ und „Wieviele Küsse sind genug?“ überschrieben sind. Zwei unterschiedliche Statuen von sich umarmenden und küssenden Liebenden treten in beiden Collagen auf, in der ersten noch jeweils einfach, in der zweiten je zweimal. Dadurch wird der Zusammenhang der beiden *Carmina*, der im Text ebenfalls durch das *basia*-Motiv gegeben ist, auch bildnerisch deutlich. Wiederaufnahme

findet auch die bronzene Metallornamentik, die schon in der Collage zu c. 5 den Hintergrund bildete, wenn auch in reduzierter Form. Das Ornament kann als Flammen und Wogen der Leidenschaft gedeutet werden. Wenn die Flammenornamentik in der zweiten Collage einen geringeren Raum einnimmt, so darf man dies gewiss nicht als Verminderung der Liebesleidenschaft des Catull deuten. Da in *carmen 7* mehr verschiedene Motive auftreten als in *carmen 5*, hat sich die Künstlerin an ihre Textvorlage gehalten und bei der Illustration zu c. 7 ebenfalls mehr Elementen ihren Platz zugewiesen. Die Collage zu *carmen 5* bietet nämlich außer der Ornamentik und den beiden Statuen nur noch Bestandteile des Forum Romanum als Andeutung auf den Ort des Geschehens. Somit ist wie in Catulls Text der Schwerpunkt des Küssens als Ausdruck für Lebenslust eindeutig. Die numerische Reihenfolge der Gedichte scheint auch die chronologische Entwicklung der Liebe wiederzuspiegeln, obwohl ich nicht so weit gehen würde wie FRIEDRICH MAIER, der in seinem Lehrerkommentar¹ zu dem Gedicht von „Distanz“ spricht, von „Nachdenken über sein Verhältnis mit dieser ihm nur unsicher gehörenden Frau“ und sogar von „vielleicht beginnenden Enttäuschungen“. Das erste Gedicht beschreibt den Strudel der Leidenschaft, dem der Dichter nicht zu entrinnen vermag, das zweite lässt dem Dichter zumindest Zeit zum Atemholen zwischen den Küssen. Gemeinsames Motiv ist aber die Unzählbarkeit der Küsse, die er zunächst nur durch das Aneinanderreihen der Zahlen beschreibt und nun noch steigert durch die Vergleiche mit Sand und Sternen. Die Steigerung der Unersättlichkeit des hoffnungslos Verliebten nimmt HELGA RUPPERT-TRIBIAN in der Verdopplung der Statuen, der Motive Sternennormament und Wüsten- bzw. Meeressand auf, sowie durch die Hinzufügung der Aphrodite-Statue.

Eine ähnliche Verdopplung eines Motivs nimmt HELGA RUPPERT-TRIBIAN in ihren Collagen zu *carmen 2* („Kleiner Spatz, großer Trost) und *carmen 8* („Armer Catull, sei hart!“) vor, indem sie dieselbe Männerbüste jeweils verdoppelt und die Portraits durch Spiegelung einander

anschauen lässt. Damit verbildlicht sie die Zwiesprache, die Catull in diesen beiden Gedichten mit sich selbst vornimmt. Zugleich stellt sie dadurch die beiden Gedichte zueinander in Beziehung. Wie die Gedichte, so bilden auch die Collagen einen geschlossenen Zyklus.

In der vorletzten Collage (zu c. 72: „Einst und nun“) findet sich sogar mehr als eine Anspielung auf eine andere Collage des Zyklus. Als Ort wählt die Künstlerin die Via Appia Antica mit ihren Grabmonumenten wie in der Collage zu dem Grabepigramm auf den Sperling. Das düstere Ambiente wird in beiden Bildern durch die nächtliche Szenerie verstärkt: dunkle Pinien und Zypressen, ein Sternenhimmel mit Planet, bzw. ein riesenhafter Planet, auf den die Straße zuzulaufen scheint. Dadurch wird das *carmen 72* in der Interpretation HELGA RUPPERT-TRIBIAN zu einem Grabepigramm auf die Liebe CATULLS zu seiner Lesbia. Diese Deutung wird verstärkt durch die halbierte Aphrodite, die wir schon aus der Collage zu c. 5 („Wie viele Küsse sind genug?“) kennen. Während sie dort der Steigerung des Liebes- und Leidenschaftsmotives diene, ist sie hier Anspielung auf gewesenes, nun zerbrochenes Liebesglück. Die Statue des nackten sitzenden Jünglings im Vordergrund und der auf dem Sarkophag liegende ebenfalls nackte Jüngling strahlen traurige, schmerz erfüllte Nachdenklichkeit aus, wie sie schon in den gegenübergestellten Portraitbüsten ihren Ausdruck fand. Nur spricht der Dichter hier nicht sich selbst, sondern die ehemals und immer noch Geliebte an, die in der Collage als Mänade (Vasenausschnitt) dargestellt ist, die in die Richtung des sitzenden Jüngling tanzt, ohne jedoch diesen eines Blickes zu würdigen. Auch in dem Gedicht handelt es sich ja um ein sehr einseitiges Gespräch. Das Motiv einer tanzenden Frau findet man ebenfalls in vorangegangenen Collagen.

Die Collagen sind in ihrer Vielseitigkeit der künstlerischen Motive und in ihren engen Bezügen sowohl zu den Gedichten Catulls als auch zueinander eine mehr als anregende Hilfe zur Interpretation der *Carmina* an Lesbia. Sie engen die Interpretation nicht ein, sondern lassen dem Betrachter / Leser Freiraum für

Kreativität und Phantasie. Gerade in dieser Hinsicht können sie auch für unsere Schüler eine Hilfe sein, die Ausdrucksformen, in die CATULL seine Empfindungen kleidet, intensiver zu verstehen.

- 1) Catull. An Lesbia. Ein Dichter mit europäischer Ausstrahlung. Lehrerkommentar von Friedrich Maier. In: Antike und Gegenwart. Lateinische Texte zur Erschließung europäischer Kultur. Hg. von Friedrich Maier, Bamberg 1999, S. 31.

CHRISTINE FREITAG, HUSUM

Manthe, Ulrich: Geschichte des römischen Rechts. München: Beck 2000. 127 S., 14,80 DM (Beck Wissen in der Beckschen Reihe. 2132; ISBN 3-406-44732-5).

Faszinierend ist in Manthes Darstellung die schon frühe hohe Formalisierung des römischen Rechts, die es nicht zuließ, dass Urteile sich lediglich an Grundsätzen des Gerechtigkeitsempfindens orientierten, dass etwa der Herrscher oder ein Stellvertreter einige Male durchs Land reiste und Recht sprach, statt dessen immer wieder nicht nur vorgegebene Verfahrenswege beschritten werden mussten, sondern auch der Prozessgegenstand sehr präzise beschrieben wurde, so dass eine Prozessform, die für einen bestimmten Gegenstand geschaffen wurde, für einen scheinbar ähnlichen plötzlich nicht mehr zur Verfügung stand. „Delirant isti Romani“? Kaum. Vielleicht die äußerste Präzision bei der Ausgestaltung des Rechtsprozesses als Garantie für äußerste Rechtssicherheit? Vielleicht.

Eine Geschichte des römischen Rechts auf rund 120 Taschenbuchseiten zu schreiben, die auch und vor allem für Nichtjuristen verständlich ist, gleicht der QUADRATUR DES KREISES. Ulrich Manthe hat daher zunächst das Privatrecht in den Mittelpunkt gestellt, „weil dies die Neuzeit ganz entschieden beeinflusst hat“ (S. 8), und hiervon das Recht der Republik: „hier wurden die Weichen gestellt“ (S. 9). Insofern unterscheidet sich seine Darstellung auch von der längst bewährten und seit 1948 in vielen Auflagen erschienenen „Römischen RECHTSGESCHICHTE“ von Wolfgang Kunkel, die eine systematische Einführung SEIN will.

Obgleich Manthe ungemein klar und präzise formuliert, obgleich er immer wieder Rechts-

verhältnisse durch Beispiele konkret vor Augen stellt, obgleich er sich nie im Detail verliert, sondern in beherztem Zugriff die wichtigen Linien herausarbeitet, ist das Bändchen für einen Nichtjuristen keine einfache Lektüre. Redundanz sorgt auch für Verständlichkeit; eine geprägte und eindeutige Terminologie verträgt aber eine solche nicht. Man muss also im Grunde sämtliche Termini im Kopf haben, um den jeweiligen TEXT zu verstehen. Manthe tut auch hier viel für den Leser, indem er stets auf die Stelle verweist, wo Termini erklärt werden. Könnte ein gesondertes Lexikon der Termini im Anhang besser helfen? Allerdings ginge dann wertvoller Platz verloren – mehr als 120 Seiten werden der Reihe „Beck Wissen“ zu Recht nicht zugebilligt – und der Kontext, aus dem heraus viele der Begriffe erst verständlich werden, wäre auch nicht vorhanden. Das Glossar in dem gleich zu nennenden Bändchen „Römisches Recht“ verstärkt die Bedenken.

Die Mühe lohnt auf jeden Fall. Nicht nur, dass das Sachgebiet als solches auf hohes INTERESSE rechnen darf. Manthe zitiert immer wieder die Paragraphen des BGB, die auf römische Rechtssetzungen zurückgehen. Es sind auch nicht nur die Kursthemen, die – leider viel zu selten – dem römischen Recht gelten können. MANFRED FUHRMANN und DETLEF LIEBS haben in Buchners Reihe „ratio“ hierfür „Fälle aus dem RÖMISCHEN RECHT“ VORGELEGT, HERBERT HAUSMANINGER und WOLFGANG TRACHTA in Hölder-Pichler-Tempskys Reihe „Orbis Latinus“ ein Bändchen mit dem Titel „Römisches Recht“. Auch so mancher lateinische Text erschließt sich nicht, wenn man nicht die genauen Rechtsverhältnisse kennt: „nexum“ einfach mit „Schuldknechtschaft“ zu übersetzen, genügt nicht, um die Hintergründe der berühmten Szene bei Liv. 2,23 zu verstehen, als der hochdekorierte Veteran sich in jämmerlichem Zustand aufs Forum stürzt. Und dass etwas „libra et aere“ gekauft worden ist im Gegensatz zum „usus“ (z. B. Hor. ep. 2,2,158f.), da wusste jeder Römer, dass der Vorgang der *mancipatio* und nicht der *usucapio* dahinter stand – zu Einzelheiten LESEN Sie nach bei Manthe auf S. 19. Und was steht hinter der „Emanzipation“? Ursprünglich

die Freigabe aus dem *rituellen* Erwerb der „mancipatio“, einem Rechtsgeschäft übrigens, dessen Wandlungen und ENTWICKLUNGEN sich durch Manthes gesamte Darstellung ziehen. Lesen Sie! Aber ein bisschen Zeit müssen SIE SICH SCHON nehmen.

Hansjörg Wölke

Schulzki, Heinz-Joachim; Huber, Wolfgang: *Geldgeschichte(n) aus dem alten Rom. Die Sammlung römischer Münzen des Theodor-Heuß-Gymnasiums Ludwigshafen (Sammlung Roggenkamp). Speyer: Numismatische Gesellschaft 1999. 130 S., 27,00 DM (Schriftenreihe der Numismatischen Gesellschaft Speyer. 40; ISBN 3-934723-00-4; zu beziehen auch über die Numismatische Gesellschaft, Hans-Purrmann-Allee 26, 67346 Speyer).*

Welche Schule hat schon das Glück, über eine eigene Sammlung römischer Münzen zu verfügen? Das Theodor-Heuß-Gymnasium hat es bereits seit 1955 dank der Großherzigkeit eines ehemaligen Schülers, des Mediziners Dr. Dr. WALTER ROGGENKAMP: 28 silberne und 32 bronzene Münzen. Aber was sind solche Schätze, wenn niemand sie erschließt? Als nachträglicher Beitrag zum 125. Jubiläumsjahr der Schule schließlich ist das genannte Bändchen entstanden: aus zwei Lehrveranstaltungen heraus, die SCHULZKI zur Geschichte und Entwicklung des römischen Münzwesens abhielt.

Kurze Abschnitte über den Sinn der Beschäftigung mit römischen Münzen, über Münzen als Informationsmedium im Römischen Reich, über 700 Jahre römischer Münzprägung und über den Wert der Münzen leiten das Bändchen ein. Der letzte Abschnitt, der begrifflicherweise für Schülerinnen und Schüler besonders interessant ist, bleibt vielleicht etwas kurz; hier wird man noch etwa ETIENNES „Pompeji“ (Stuttgart: Reclam 1974. S.213 ff.) zur Ergänzung heranziehen.

Der Hauptteil aber ist eine genaue Beschreibung der erwähnten 60 Münzen. Denke niemand, hier würde bloß eine mehr oder minder zufällige Auswahl vorgelegt, aus der sich auch nur zufällige Kenntnisse ableiten ließen. Die Beschreibungen der Münzen sind jeweils dreigeteilt: 1. eine genaue Katalogisierung der jeweiligen Münze

mit der Aufschlüsselung der Abbildungen und der Aufschriften – die wichtigsten Abkürzungen sind auch vorher schon (S.26/7) genannt worden – , mit dem Hinweis auf wissenschaftliche Kataloge und mit Angaben über Maße und Gewicht, 2. eine genauere Beschreibung der Münze, in der in der Regel zunächst der historische Kontext genannt wird, in den die Münze gehört, und dann die Abbildung genauer interpretiert wird. Dieser Teil ist, wenn man die Abbildungen der Münzen im Unterricht verwenden will, dank seiner umsichtigen Darstellungen besonders wertvoll; einige wenige Ungenauigkeiten habe ich entdeckt, die man leicht korrigieren kann (besonders zu Nr. 57: Trier heißt nicht „Treveri“, „in hoc signo victor eris“ kenne ich als Form der berühmten Prophezeiung nicht und, am wichtigsten, die Basilika ist kein neuer, christlicher Bautyp). Ein kurzer dritter Teil beschließt die Beschreibungen mit kurzen Literaturangaben zu dem beschreibenden Teil. Der ist allerdings weitgehend überflüssig: er besteht fast durchweg aus Verweisen auf den Kleinen Pauly, das Lexikon der Alten Welt und KIENASTS Kaisertabelle, und was dort unter COMMODUS, *Annona* oder *Censor* steht, wird man doch auch leicht selbst finden. Besonders hervorheben muss man die ausgezeichneten Abbildungen: jeweils in 1,5-facher Größe gegenüber dem Original, lassen sie in Kontrastreichtum und Ausleuchtung keine Wünsche offen, so dass wir alle, die wir Münzen nicht selbst am Theodor-Heuß-Gymnasium betrachten können, doch z. B. auf OH-Folie gute Abbildungen ziehen und, unterstützt durch die erwähnten Beschreibungen, unseren Lerngruppen präsentieren können. Ein durchaus erfreuliches Büchlein.

HANSJÖRG WÖLKE

Thuillier, Jean-Paul: *Sport im antiken Rom. Übers. v. W. Decker. Darmstadt: Primus-Verlag 1999. X, 241 S., 78,00 DM (ISBN 3-89678-126-X; Lizenzausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft; Mitgliederpreis 58,00 DM, Bestellnr. 13902-X).*

Ganz unter uns! Können Sie sich noch in irgendeiner Weise den vielfältigen Auswirkungen des Massenphänomens Sport entziehen?

Spätestens, wenn unsereins sich wundert, weshalb ein Elternabend trotz eines wichtigen Themas nur wenig Resonanz findet und einem dann siedend heiß einfällt, dass am selben Abend das Fußball-Länderspiel zwischen Deutschland und der Türkei übertragen wird, rückt einem ins Bewusstsein, wie sehr der Sport unser alltägliches Leben bestimmt. Ganz zu schweigen von Bundesliga, Champions-League, Fussball-Europameisterschaft, Tour de France und Olympischen Spielen, den „Highlights“ des Jahres 2000!

Die eingangs formulierte Frage hätte ohne weiteres auch schon SENECA stellen können, der in seinem Studierzimmer philosophierend den Zuschauerlärm von einem nahegelegenen Stadion ertragen musste (*epist.* 80,2). Ganz zu schweigen davon, dass zu SENECAS Zeit zwischen 76 (Ende der Republik) und 175 Tage des Jahres (Mitte viertes Jahrhundert n. Chr.) den *ludi* zugedacht waren, davon zwischen 17 und 64 Tage allein den *ludi circenses*. Und dabei gelang es den römischen Zuschauern oder den Veranstaltern der Spiele obendrein immer wieder, eine *instauratio*, eine – ursprünglich kultisch motivierte – Wiederholung einzelner Rennen, aber auch ganzer Spieltage herbeizuführen.

Dies sind nur einige Hinweise, mit denen der Pariser Professor JEAN-PAUL THUILLIER die Präsenz des Sportes im römischen Alltagsleben nachzuweisen sucht, und dabei verzichtet er schon bewusst auf die Darstellung der *munera*, der Gladiatorenkämpfe, die jüngst erst wieder durch die Hamburger Ausstellung „Caesaren und Gladiatoren: Die Macht der Unterhaltung im alten Rom“ sowie den amerikanischen Kinofilm „Gladiator“ in der Regie von Ridley Scott ins Blickfeld einer großen Öffentlichkeit GERÜCKT SIND.

Thuilliers Thema sind die athletischen und hippischen Wettbewerbe in Rom, womit er der in der Wissenschaft so lange vorherrschenden „gräkozentristischen“ Sichtweise bei der Beschäftigung mit dem antiken Sport entgegenzutreten will. Der römische Sport, so die These des Verfassers, „verdient [...] vor allem unsere Aufmerksamkeit, weil er der einzige echte Vorläufer unseres modernen Sports ist, auf jeden Fall mehr als der griechische Sport. In Rom und

nicht im klassischen Griechenland entdecken wir den Sport als Schauspiel“ (S. X) im Sinne eines inszenierten, die Gesellschaft durchdringenden, in Teilen gar wirtschaftlichen Unternehmens. Der Verfasser versucht, die Entwicklung dieses Phänomens von den (etruskischen) Ursprüngen bis in die Spätantike aus verschiedenen Blickwinkeln nachzuvollziehen und dabei stets – bei allen, keineswegs abgestrittenen, griechischen Einflüssen – das spezifisch Römische herauszuarbeiten.

Zu diesem Zweck hat der Verfasser seine Darstellung in neun Großkapitel unterteilt, die geschickt durch schlagzeilenartige Zwischenüberschriften oder -fragen gegliedert sind, so dass keine Längen entstehen. Die ersten beiden Kapitel (58 S.) gelten der historischen Entwicklung der verschiedenen Wettbewerbe. Das chronologische Prinzip spielt auch in den folgenden Kapiteln durchaus eine Rolle, da nun jedoch auch unterschiedliche Aspekte des Sports thematisiert werden, kommt keine Monotonie auf. Das dritte Kapitel (17 S.) behandelt die Bauten, Circus- und Stadionanlagen, in Rom und den Provinzen, wobei der Verfasser zahlreiche interessante architektonische Details erörtert, etwa hinsichtlich der Barriere in der Mitte des Circus. Abschnitt IV (15 S.) beschreibt die Spielarten sportlicher Betätigung als Freizeitvergnügen, Gesundheitspflege und militärische Vorbereitung; insbesondere wird hier auf verschiedene Ballspiele und das für die Römer bedeutsame Schwimmen eingegangen. Das fünfte Kapitel (30 S.) schildert Programm und Ablauf der Wettkämpfe; einen Schwerpunkt bildet das Wagenrennen. Abschnitt VI (29 S.) beleuchtet die Akteure der Wettkämpfe: die Wagenlenker, die *Rennpferde* (sic!), die Athleten; hier stellt der Autor auch den ausgeprägten Starkult vor allem während der Kaiserzeit dar; ebenso konnten die Akteure jedoch Gegenstand des Hasses werden, wovon etliche Fluchtäfelchen zeugen. Das siebte Kapitel (9 S.) erläutert die *Entwicklung* der *factiones*, der Renngesellschaften, bis hin zu privat- oder staatswirtschaftlichen Unternehmen und ihre politische Bedeutung. Das achte Kapitel (19 S.) gilt den Zuschauern, wobei die Kritik von „INTELLEKTUELLEN“ wie PLINIUS D. J. und Seneca

und das Verhältnis zwischen Spielveranstaltern (Aedilen, Kaisern) und Volk, die sich durchaus wechselseitig beeinflussen, im Vordergrund steht. Abschnitt IX (5. S.) schließt mit einigen Gedanken über den Circus Maximus als „Stadt in der Stadt“, über seine Funktion als Bindeglied für sämtliche Bereiche des römischen Lebens ab.

Das vorliegende Buch bietet derzeit sicherlich die kompletteste Darstellung des römischen Sports und lässt kaum Fragen offen – so etwa wie der Autor die zum Vergleich herangezogene Wagenrennszene aus dem Kinofilm „Ben Hur“ von 1959 bewertet; hier HAT NÄMLICH MARCUS Junkelmann, der Spezialist für das römische Reiterwesen, im Katalog der oben genannten Hamburger Ausstellung eine lesenswerte Gegenüberstellung der Filmszene und der römischen Praxis vorgelegt. Doch sind noch weitere Pluspunkte unseres Buches zu nennen: der lebendige, flüssige Stil des Autors (gelegentliche Formulierungsschwächen scheinen mir auf die deutsche Übersetzung zurückzugehen); die zahlreichen, stets nachvollziehbaren Vergleiche oder Berührungspunkte mit dem heutigen Sportbetrieb vor allem Frankreichs und Italiens, aber auch Deutschlands; die gleichwertige Einbeziehung archäologischer Zeugnisse (mit gutem, teils farbigem Bildmaterial, darunter dem kürzlich entdeckte Athletenmosaik von Baten Zammour in Tunesien) und literarischer Quellen, die in Übersetzung zitiert werden, aber durch die Stellenangaben im Anmerkungsteil stets zu verifizieren sind; schließlich die ausführlichen Personen-, Orts- und Sachregister, die in Verbindung mit der erwähnten geschickten Kapiteluntergliederung ein schnelles Auffinden von Informationen ermöglichen.

Das Buch bedient viele Interessen – die des Philologen, des Archäologen, des Soziologen und natürlich des (Sport)Historikers, – und es ist vielseitig verwendbar: als fundierte Informationsquelle zu Einzelaspekten des römischen Sports wie zu seiner historischen Entwicklung, als Anschauungsmaterial, aber auch als unterhaltsame Freizeitlektüre, weil man leicht in Gefahr gerät, sich FESTZULESEN ...

Brigitte WEBER, BERLIN

P. Bahn, M. Beard, J. Henderson: Wege in die Antike, Stuttgart/Weimar, 1999, J.B. Metzler-Verlag, DM 39,80,- (ISBN 3-476-01683-8).

Das Buch soll dem Klappentext zufolge eine Einführung in die Altertumskunde darstellen. Zu diesem Zweck haben die Autoren das Werk in zwei Teile aufgegliedert. Der erste ist eine Kleine Einführung in die Archäologie (S. 3-116), die von PAUL BAHN betreut wurde, der zweite eine von MARY BEARD und JOHN HENDERSON verfasste Kleine Einführung in die Altertumswissenschaft (S. 117-261).

Nach Auskunft des Klappentextes und der Werbung des Verlages ist das Buch für Reisende und Lesende, für Schüler/innen und Studierende gedacht und soll Lust auf die Antike machen. Sicherlich ist der Ansatz, die Altertumskunde aus ihrem Elfenbeinturm zu befreien und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, zu loben. Doch schon beim ersten Lesen kann man sich kaum vorstellen, wie angesichts der geforderten Sprachkenntnisse die angesprochene Zielgruppe erreicht werden kann: Auf S. 166 wird Pausanias im Original zitiert – immerhin mit einer Übersetzung. Welcher Reisende, welcher Schüler kann aber (noch) Griechisch? Auf S. 171 findet sich die Abbildung eines Papyrusfetzens mit Transkription, jedoch ohne Ergänzungen und Übersetzung; es dürfte nur den wenigsten Reisenden und Lesenden bzw. Schüler/innen gelingen, die Gallusverse zu verstehen.

Der erste Teil ist eine allgemeine Einführung in die Archäologie. Hier gibt es nur einen Schwachpunkt: Man fragt sich nach dem Sinn der vielen lustigen Karikaturen. Sie sind da, haben aber einen nur oberflächlichen Zusammenhang zum Text. Was sollen sie? Ansonsten stellt dieser Beitrag aber eine vorzügliche Einleitung in die Archäologie in 10 Kapiteln dar. Der Leser wird über die Geschichte des Faches, seine Teildisziplinen sowie die gegenwärtige Situation und voraussichtliche Weiterentwicklung informiert. Dieser Teil ist sicherlich auch für Lernende und Lehrende der Nachbarwissenschaften geeignet, da der Autor hier auf wichtige Erkenntnisse des Faches, wie etwa die Fehler bei der Datierung nach der C14-Methode (S. 26) hinweist.

Weit weniger gelungen ist der zweite Teil des Buches, die Einführung in die Altertumswissenschaft. Didaktisch interessant ist der Ansatz, anhand der Geschichte des Tempels von Bassai die Arbeit der Altertumskundler aufzuzeigen. Die Autoren beginnen mit einem Besuch im British Museum, in dem die Bassai-Skulpturen ausgestellt sind. Es werden die Entdeckung der Skulpturen im 19. Jahrhundert und ihr Weg nach London beschrieben. In diesem Kontext machen sich BEARD und HENDERSON über den in dieser Zeit üblichen Kunstraub Gedanken. Um den Entstehungshintergrund der Skulpturen zu beleuchten, werden die antike Religion, Politik, Literatur und Mythologie bemüht. Schließlich wird gefragt, welchen Beitrag die Skulpturen für unser Antikeverständnis leisten.

Der Ansatz, im Rahmen des Exemplarischen die Arbeit der Altertumskunde aufzuzeigen, ist gelungen. Es ergeben sich jedoch bei der gewählten Art der Darbietung zwei Schwierigkeiten. Erstens werden den wenigsten deutschen Altertumsinteressierten die Bassai-Skulpturen vertraut sein. Warum hat der Verlag daher anstelle der Übersetzung nicht eine Adaption des Werkes vorgenommen? Man hätte den Pergamonaltar oder die Geschichte einer Römerstadt wie etwa Trier als Ausgangspunkt für die Einführung wählen können. So hätten deutsche Leser einen leichteren Zugang und persönlicheren Bezug zur Darstellung entwickeln können.

Zweitens – und das wiegt m. E. viel schwerer – wird die Arbeit der Altertumskundler an dem Beispiel der Bassai-Gruppe zum Teil nur unzureichend beleuchtet, zum Teil fehlt sogar ein Bezug zur Bassai-Geschichte. Diese Schwachstelle wird besonders bei der Beschreibung der textkritischen Methode deutlich (S. 190ff.). Die Autoren erläutern auf S. 191 die Bedeutung von Konjekturen anhand einer TACITUSstelle. An dieser Textstelle geht es jedoch um die Geographie Britanniens; ein Bezug zu Bassai ist nicht gegeben. Auf S. 192 findet sich in Abbildung 18 ein textkritischer Apparat. Man hätte ihn anhand von ein oder zwei ausgewählten Stellen erläutern müssen; übrigens lässt sich auch hier wiederum kein Zusammenhang zu Bassai herstellen. Ähnliches gilt auch für die

antike Metrik (S. 211f.): Die Feststellung, dass wir anhand des Umganges mit den metrischen Regeln die Eigenarten der Dichter erkennen können, ist gut und richtig. Warum wird dies nicht an einem konkreten Beispiel erläutert?

Ein offenkundiger Fehler unterläuft den Autoren, wenn sie sagen: Von Sokrates selbst ist keine Schrift erhalten geblieben (S. 230). Tatsächlich hatte Sokrates keine einzige Zeile hinterlassen.

Das neunte (Stell dir vor, daß ...) und das zehnte Kapitel (*Et in Arcadia Ego*) beschreiben Arkadien. Wenn man auch bei den übrigen Kapiteln eine an den Haaren herbeigezogene Nähe zu Bassai erkennen kann, ist es hier erst recht nicht mehr möglich, einen Kontext zum Rahmenthema herzustellen, sieht man einmal von der Bemerkung ab, dass LOUIS MACNEICE als Schüler im Bassai-Raum gewesen ist (S. 259).

Auch der Schlußteil muss kritisiert werden: In dem Kapitel Zeitlinien (S. 267ff.) werden zunächst einige wichtige Daten der griechischen und römischen Geschichte angeführt, über deren Umfang und Inhalt man geteilter Meinung sein kann. Es geht weiter mit der Renaissance und über zu einer Darstellung der *highlights* seit dem 17. Jahrhundert. Hierbei stehen besonders Ereignisse aus dem englischsprachigen Raum im Mittelpunkt. Das ist nun aber für den deutschsprachigen Leser weitgehend uninteressant. Auch hier hätte sich eine Adaption angeboten.

Bei den Literaturhinweisen finden sich zahlreiche Standardwerke und moderne Darstellungen. Man vermisst jedoch einen Hinweis auf die „Einführungen“ der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft. Auch die Einführungen in die Altertumskunde von NESSELRATH und GRAF sucht man vergebens. Schließlich fragt man sich, warum die Autoren nicht auch einige Internetanschriften (z. B. von KIRKE) angegeben haben, da sie doch die Bedeutung neuerer Methoden und Techniken für die Altertumskunde ausdrücklich hervorheben.

Als Fazit muss festgehalten werden, dass die Einführung in die Archäologie ein insgesamt gelungener, gut lesbarer Beitrag ist, während gerade der zweite Teil, die Einführung in die Altertumswissenschaft, trotz eines interessanten

Ansatzes eher misslungen ist. Vergegenwärtigt man sich die sprachlichen Voraussetzungen, die an die Leser gestellt werden, muss man davon ausgehen, dass das Buch eher Altertumskundler als eine interessierte Öffentlichkeit erreicht. Es stellt sich insbesondere die Frage, warum der Verlag überhaupt die Übersetzung vorgenommen hat. Vermutlich wäre es insgesamt besser gewesen, wenn man in Anlehnung an das englische Original eine auf deutsche Verhältnisse zugeschnittene Adaption vorgenommen hätte.

JENS NITSCHKE, Calau

Bayern und die Antike. 150 Jahre Maximilians-Gymnasium München, herausgegeben von Wolf-Arnim Frhr. v. Reitzenstein, Verlag C.H.Beck, München 1999, 331 Seiten, 38,00 DM (ISBN 3 406 44995 6).

1849 begründete Maximilian II. mit königlichem Reskript das Maximiliansgymnasium als drittes Münchner Gymnasium, das seiner humanistischen Tradition 150 Jahre treu geblieben ist und seinen Geburtstag mit einer Festschrift besonderer Art feiert. Zum Thema „Bayern und die Antike“ haben 19 Lehrer und ehemalige Schüler dieser traditionsreichen Schule (als deren berühmteste Zöglinge WERNER HEISENBERG und MAX PLANCK gelten) die in diesem Band gesammelten Beiträge verfasst, deren Bogen von den Römerstraßen um München über den heiligen SEVERIN bis zum bayerischen Philhellenismus im 19. Jahrhundert reicht. Auf den Unterricht bezogen sind die Aufsätze zur Lehre der griechischen Sprache (WOLFGANG FLURL, „Bemerkungen zur Geschichte des Griechisch-Unterrichts in Bayern“, 88-123), zur Expurgierung von lateinischen Autoren wegen sittlicher Gefährdung der bayerischen Schüler (FRANZ POINTNER, „Expurgierte Lateintexte. Ein Beitrag zur Schul- und Rezeptionsgeschichte“, 233-251) und zur Rolle der Spartaner in Englisch-Schulbüchern (WALTER PACHE, „Die spartanischen Jünglinge im Englisch-Unterricht bayerischer Schüler“, 198-211). Speziell das Maximiliansgymnasium betrifft die Interpretation der Homer-Inschrift an der Gedenktafel vor dem Lehrerzimmer (Ilias M 243: „Ein Vogelzeichen ist das beste, das Vaterland zu verteidigen“). Die Rezeption der

antiken Kunst und Architektur spiegelt sich u.a. in Aufsätzen über Bauten des Münchner Königsplatzes, die Entwürfe JOHANN-MARTIN VON WAGNERS für München und über das Pompejanum in Aschaffenburg (SONJA HAUSMANN-STUMPF, „Von Pompeji zum Pompejanum in Aschaffenburg. König Ludwigs I. Liebe zu Italien“, 124-134). Als einzigartiges Stück antiken Kulturgutes im Besitz des bayerischen Staates wird ein Papyrus zum römischen Zensus vorgestellt. Der rätische Limes ist Gegenstand einer Untersuchung (REINHARD BAUER, „Pfahl und Teufelsmauer – Der Limes und seine Namen“, 17-23) ebenso die „Römerspuren in bayerischen Ortsnamen“ (252-261) aus der Feder des Herausgebers. „Aventin und die Erforschung der römischen Antike“ macht sich LEONHARD LANDSHAMER zum Thema (179-197), „Der Raum Bayern bei antiken Schriftstellern. Von der Frühgeschichte bis zur Errichtung der Provinz Raetien“ (162-177) findet das Interesse von JOACHIM HOPP. – Bereits zum 100. Jubiläum erschien eine Festschrift mit dem Titel „Gymnasium und Wissenschaft“. Potentielle Herausgeber und Autoren sollten nicht erneut 50 Jahre warten bis zur nächsten Publikation, Aufsätze dieser Art, die immer auch einen Bezug zu einer traditionsreichen Einrichtung aufweisen, haben zweifellos ihren eigenen Reiz.

JOSEF RABL

Daniela Ziegler, Frauenfrisuren der römischen Antike – Abbild und Realität, Berlin, Weißensee Verlag 2000 (Diss. Hamburg 1999), 350 Seiten und 25 Seiten Tabellen und Zeichnungen. DM 48,00 (ISBN 3-934479-07-3).

Vor einhundert Jahren musste sich ein Autor noch entschuldigen, wenn er sich mit der Erforschung antiker Frauenfrisuren beschäftigte. So schrieb R. STEININGER 1909: „Mag es einer idealen Anschauung des klassischen Altertums vielleicht unwürdig erscheinen, dass auch antike Zöpfe und Perücken Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden“, um dann fortzufahren, dass von solch einer Untersuchung ein (wenn auch noch so geringfügiger) Ertrag für die lebendigere Vorstellung manch geschichtlich bedeutender und fesselnder Frauenpersönlichkeit zu

erwarten sei. Heutzutage sind solche Klimmzüge bei der Begründung der Wahl eines solchen Themas nicht mehr nötig. Auch hat die Tendenz, in römischen Porträts bekannte Persönlichkeiten entdecken zu wollen, stark abgenommen. Stilfragen sind weit wichtiger geworden und Privatbildnisse haben neben dem kaiserlichen Bildnis gleichrangige Bedeutung gewonnen.

Die vorliegende Arbeit berücksichtigt vorrangig Frauenfrisuren des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, weil diese in der bisherigen Forschung unterrepräsentiert waren. Die Autorin beginnt ihrer Untersuchung mit Frisuren aus der Zeit der CRISPINA (ab 178) und endet mit solchen aus der Zeit der MAGNIA URBICA (285). CRISPINAS Frisurformen bilden den Übergang von der antoninischen zur severischen Tradition. MAGNIA URBICA schließt die Reihe der Soldatenkaiserfrauen ab.

Während dieses Zeitraums wurden zusammen mit der nicht nur im 3. Jahrhundert verwendeten Melonenfrisur Nest-, Knoten- und Scheitelzopffrisuren getragen. Die Autorin untersucht und katalogisiert zunächst die auf Münzen dargestellten Haartrachten, untersucht dann auch Sarkophage, die Frisuren in einem erzählenden Zusammenhang abbilden, bezieht überdies tatsächliche Frisuren des nachantiken Mitteleuropa und solche, die man aus dem Frisurenrepertoire der Ethnologie und der Volkskunde kennt, mit ein. Schließlich widmet sie sich der Frage nach der konkreten Herstellung der Frisuren mit Hilfe von Denkmälern bzw. Hinterlassenschaften, die Rückschlüsse auf die tatsächliche antike Frisur erlauben. Nicht uninteressant ein Kapitel, in dem sie den sprachlichen und schriftlichen Umgang mit Frauenhaar-, -frisuren und den Frauen selbst in heidnischer und christlicher Antike betrachtet. JUVENAL, MARTIAL und OVID sind u. a. die Gewährsleute einerseits, die zweite Gruppe bilden lateinische und griechische Romanautoren, von denen weibliche Haupt- und Nebenfiguren beschrieben werden, CLEMENS VON ALEXANDRIA und TERTULLIAN sind die Hauptvertreter der christlichen Position.

Das Fazit der Arbeit, bei der die Autorin auf 44 Tafeln die untersuchten Frisuren auch

in Umzeichnungen detailliert darstellt, lautet: „Die in römischen Bildnissen verwendeten Bildformeln stehen nicht primär für die dargestellte Person, sondern für das, was sie vertritt: beispielsweise die römische Tugend. Selbstverständlich zeigt man im repräsentativen Grabbildnis nur das Beste, wobei das gute, normgerechte Aussehen der Frau auf den Ehemann zurückfiel. Der Stellenwert einer Frauenfrisur in der römischen Gesellschaft ist die Inszenierung weiblicher Identität, wobei die Frisur mehr als das Gesicht die Persönlichkeit und Individualität der Trägerin ausdrückt. Während bei Männerbildnissen das Individuelle in den Gesichtern liegt, findet es sich bei Frauenbildnissen in den Frisuren. Während Männer ihr *Curriculum vitae* haben, werden Frauen als mythische Figuren idealisiert“ (S.255).

JOSEF RABL

Lingua Latina per se illustrata. Lateinlehrgang nach einsprachiger Methode. Von Hans H. Ørberg. Vertrieb in Deutschland, Österreich und der Schweiz durch den Klett-Verlag (Bestellnr.n 6141. 6142. Vocabularium lat.-dt.: 61414). Die Begleitbände und den „Amphitruo“ über: Hans H. Ørberg, Skovvangen 7, DK-8500 Grenaa.

„Roma in Italia est.“ Ist das banal? Dies ist der erste lateinische Satz in ØRBERGS Unterrichtswerk „*Lingua Latina*“ (LL). Was ist aber von Folgendem zu halten: „*In imperio Romano multae sunt provinciae.*“ Dies ist ein Satz am Ende des ersten Kapitels und somit der ersten Lateinstunde des neuen Schülers. Das Bemerkenswerte daran ist dreierlei: Erstens hat der Schüler sowohl die sechs Vokabeln als auch die dazugehörigen Endungen und ihre Bedeutung selbst herausgefunden; zweitens hat er bis zu diesem Zeitpunkt einen lateinischen Text von ca. 500 Wörtern übersetzt; drittens hat der Lehrer zu keinem einzigen dieser 500 Wörter die deutsche Bedeutung mitgeteilt. Der Schüler ist frappiert: Wie ist das möglich? Diese Frage zu beantworten soll im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen.

Allenthalben kann man die Beobachtung machen und die entsprechenden Klagen vernehmen, dass im heutigen Lateinunterricht

immer mehr über Latein gesprochen wird und immer weniger lateinischer Text wirklich verarbeitet wird (vom Lateinsprechen ganz zu schweigen). Das Lehrwerk „*Lingua Latina per se illustrata. Pars I: Familia Romana*“ bietet hier aus verschiedenen Gründen ganz neue Perspektiven. Die zwei wichtigsten Gründe sind: Es ist einsprachig und die Texte in den „*capitula*“ sind lang (im Schnitt ca. 800-1.200 Wörter *pro capitulum*). Neue Vokabeln und grammatische Erscheinungen werden ausnahmslos vom Schüler selbst herausgefunden und dieses Herausfinden wird von den Klassenkameraden durch intensives Zuhören oder Helfen nachvollzogen und begleitet.

Wie lernt der Benutzer von LL im Einzelnen? Ich greife bei den folgenden Beispielen mehr oder weniger willkürlich auf das 11. *capitulum* zurück, in dem neben ca. 60 neuen Vokabeln die Neutra der konsonantischen Deklination sowie der AcI eingeführt werden. Diese Dinge werden gelernt:

1. Durch die Logik des Textzusammenhangs, Wiederholungen etc. Die Ausgangssituation ist folgende: Der junge Quintus ist vom Baum gefallen und hat sich den Fuß verletzt. Die Mutter sitzt besorgt an seinem Bett: „*Mater manum ponit in fronte filii: frontem eius tangit.*“ Nichts von alledem ist für den Schüler neu mit Ausnahme des einen Wortes *tangere*. Er übersetzt nun: „Die Mutter legt ihre Hand auf die Stirn des Sohnes.“ Im folgenden Satz macht sie etwas mit seiner Stirn, das ist aber nicht „*ponit*“. Was kann das sein? Es gibt keine Schulklasse, in der nicht einer oder mehrere hier die Bedeutung „berühren“ für „*tangere*“ herausfinden. Diese und ähnliche Denkvorgänge finden in LL tausende Male statt.

2. Durch die Randbemerkungen. Sie sind in diesem Lehrbuch von besonderer Bedeutung, durch einen schwarzen Strich und etwas kleineren Druck von dem angenehm groß gedruckten Text abgehoben, und machen etwa ein Drittel der Seite aus.

a) *Concreta* und sichtbare Vorgänge werden gezeigt durch hunderte kleinere oder größere präzise und liebevolle Strichzeichnungen des Illustrators PEER LAURITZEN. An dieser Stelle

im 11. Kapitel beispielsweise findet man einen Becher mit der Beischrift „*poculum*“ und man sieht die Mutter Aemilia und die Sklavin Syra am Bett des kranken Quintus.

b) Doppelpfeil. Er bedeutet: „ist das Gegenteil von“. So taucht z. B. neu auf das Wort „*sanus*“. Das Wort „*aeger*“ hatten wir schon. So steht nun am Rand „*sanus -a -um*“ ↔ „*aeger -gra, -grum*“. So wird das Wort „*sanus*“ ohne Zutun des Lehrers unproblematisch herausgefunden.

c) Doppelpunkt. Er bedeutet: „Gemeint ist“. Dies kommt im 11. Kapitel nicht vor, ist andernorts aber sehr häufig. Beispielsweise bei der Einführung von Pronomina steht dann zu lesen: „*is: Quintus*“ oder „*hic: Marcus*“.

d) Gleichheitszeichen. Es bedeutet: „Ist ungefähr das Gleiche wie“. So lesen wir im 11. Kapitel über eine Maßnahme des ratlosen Vaters Iulius: „*Servum suum Tusculum ire iubet atque medicum arcessere.*“ Rechts am Rad: „*iubere = imperare*“, und *imperare* hatten wir schon (erfreulicherweise definiert ØRBERG in seiner natürlich lateinischen Erläuterung der Abkürzungen, dass das Gleichheitszeichen zwischen Wörter gesetzt wird, „*quae eandem fere rem significant*“, und der Lehrer wird es nicht versäumen darauf hinzuweisen, dass mathematische Gleichsetzungen zwischen Synonymen fehl am Platze sind. Die zweite Verwendungsart des Gleichheitszeichens, bei Schülern nicht besonders beliebt, beim Lehrer desto mehr, ist die der lateinischen Umschreibung. Wollen wir beispielsweise wissen, was „*pede aeger est*“ bedeutet, so setzt die Randbemerkung dies gleich mit „*pedem aegrum habet*“. Das ist zwar nicht sprachlich, aber doch wohl sachlich mehr oder weniger das Gleiche.

e) < Winkel. Er bedeutet: „ist entstanden aus“. Der Arzt ist inzwischen eingetroffen, „*pedem Quinti spectat atque digitum ad pedem apponit*“. Dazu die Marginalie: „*ap-ponere < ad-ponere*“, denn *appondere* ist neu, nicht aber „*ad*“ und „*ponere*“, und wer hier trotzdem noch nicht ganz auf dem Laufenden ist, für den folgt auf dem Fuße der Wiederholungssatz: „*medicus pedem eius tangit*“.

Wie führt nun ØRBERG neue grammatische Phänomene ein, in unserem Beispielkapitel die Neutra der 3. Deklination sowie den AcI

(s. o.)? Gleich die Überschrift lautet: „*Corpus humanum*“. Bereits hier wird der Lehrer, wenn die Schüler nicht ihrerseits fragen, darauf hinweisen, dass die Endungen von *corpus* und *humanum* doch wohl nicht zusammenzupassen scheinen. Hierzu finden wir – wiederum am Rand – die Schreibweise: „*corpus -oris n, pl -ora-, orum*“, so dass das Wort *corpus* gemeinsam als Neutrum identifiziert werden kann. Und nun beginnt ØRBERG durch ständige Variation der Formen von *corpus* sowie weiterer Neutra (*crus, caput, os, pectus* u. a.) sämtliche Kasusendungen durchzuspielen, so dass die Schüler bald erkennen, dass sich diese Wörter nur geringfügig, nämlich in drei Fällen, von den anderen Wörtern derselben Deklination, die im vorangegangenen Kapitel gelernt wurden, unterscheiden. Nichts Besonderes also. Anders beim AcI: Hier hat ØRBERG einen so glänzenden Einfall, dass ich die entsprechende Stelle, an der wohlgemerkt erstmalig der AcI auftaucht, zitieren möchte. Wir sehen wiederum den Arzt am Krankenbett. Der Text beginnt mit derjenigen Sorte des AcI (bei Sehen und Hören), die wir ja auch im Deutschen haben: „*Medicus puerum dormire videt. Medicus dicit: ‚Puer dormit.‘ Syra, quae male audit, id quod medicus dicit audire non potest; itaque interrogat: Quid dicit medicus? Aemilia (in aurem Syrae): ‚Medicus puerum dormire dicit. Quintus oculos aperit atque medicum adesse videt. Puer, qui medicum timet, nullum verbum facere audet. Medicus: ‚Os aperi, puer! Linguam ostende!‘ Syra: ‚Quid dicit medicus?‘ Aemilia: ‚Medicus Quintum os aperire atque linguam ostendere iubet.‘* Und so weiter und so weiter. Die schwerhörige Syra, die ohnehin schon mit einer ungewöhnlich großen Nase bestraft ist, wird nun von den Schülern auch noch wegen dieses Gebrechens belächelt. Keiner beklagt sich über die zahlreichen Wiederholungen, denn Schwerhörigkeit kann schlechterdings nicht eine Seite weiter zu Ende sein. Wir haben nun die Lektüre des Lesetextes dieses *capitulums* beendet. Eine Vorbereitung dazu war nicht nötig gewesen. Wie sieht es nun mit der Nachbereitung, mit der Ergebnissicherung aus? ØRBERG lässt nach jedem Lesestück einen Abschnitt mit dem Titel „*Grammatica Latina*“ folgen. In

unserem Beispielkapitel werden nun unter der Überschrift „*Declinatio tertia*“ die maskulinen und femininen Wörter auf der einen Seite und die Neutra auf der anderen Seite mit zahlreichen Beispielen einander gegenübergestellt. Es folgen vier Deklinationstabellen für die Wörter *corpus, flumen, mare* und *animal*. Der Rand enthält die Information „*neutrum: acc. = nom.*“ Ferner werden dort die in den eben genannten Beispielwörtern enthaltenen Endungen noch einmal isoliert gezeigt. Beim AcI werden unter der Überschrift „*Accusativus cum infinitivo*“ wiederum mit kleinen Beispielsätzen (das ist typisch für ØRBERG) diejenigen Wortteile, die den AcI erkennbar machen, durch kursiven Druck besonders gekennzeichnet. Sodann wird der Schüler auf Lateinisch darüber unterrichtet, welche Verben den AcI erfordern: „*Accusativus cum infinitivo ponitur apud multa verba. 1. videre, audire, sentire*“ etc. Alle diese Dinge nehmen wir selbstverständlich (ich benutze OH-Folien) in unsere selbst geschriebene Grammatik auf. Bleibt noch das Problem der neuen Vokabeln. Ihre Zahl ist hier recht hoch, ca. 60. Sie stehen ganz am Schluss des Kapitels nach Sachgruppen geordnet und natürlich ohne Übersetzung am Rande aufgelistet. Hier lohnt sich nun ein Experiment, das ich oft wiederholt habe, nämlich mit einem einzelnen Schüler (natürlich ohne jeden Notendruck) zu testen, wie viele von den neuen Wörtern, ohne dass sie ausdrücklich gelernt worden sind, „hängengeblieben“ sind. Ich lege wiederum eine Folie auf, auf der sich alle Wörter samt deutscher Bedeutung befinden, und decke die Spalte mit den deutschen Bedeutungen ab. Der genannte Schüler soll nun bei jedem einzelnen Wort sagen, wie seine deutsche Bedeutung lautet. Danach wird sie aufgedeckt. Er selbst und alle anderen tragen nun die Vokabeln in ihr Vokabelheft zum späteren Wiederholen ein. Ein solcher Test ergibt regelmäßig eine Trefferquote von 70-90%, d. h. die große Mehrzahl der Wörter muss der Schüler, wenn er sich auf den unvermeidlichen Vokabeltest vorbereitet, nicht mehr lernen. Immer wieder neu sind sowohl Schüler als auch der Lehrer über dieses Ergebnis am Ende jedes Kapitels erstaunt.

Aber natürlich wird auch bei ØRBERG nicht „nur“ gelesen und übersetzt, sondern auch spezielle Übungen stehen zum Schluss jedes Kapitels an. Er nennt sie „*Pensa*“, und es gibt stets deren drei: Pensum A ist ein Lückentext, in dem die im Lateinischen so wichtigen Endungen eingesetzt werden müssen: Eine ausgezeichnete Übung, hervorragend geeignet Flexionsendungen aller Art durch aktiven Gebrauch zu trainieren. Pensum B ist ebenfalls ein Lückentext; hier fehlen jedoch nicht Wortteile, sondern ganze Wörter. Der Inhalt, wie auch der der beiden anderen „*pensa*“, rekapituliert das Lesestück, d. h. der Schüler soll und muss hier noch einmal produktiv mit dem zuvor Gelesenen arbeiten und umgehen. Das gleiche gilt für Pensum C; doch werden hier lateinische Fragen zum Text gestellt, die auf Lateinisch zu beantworten sind.

Ist nun die Erarbeitung eines Kapitels beendet, so wird gelegentlich der Wunsch entstehen, das Gelernte entweder spielerisch oder durch Übungen noch zu festigen und zu vertiefen, bevor man zum nächsten Kapitel übergeht. Hierfür macht HANS ØRBERG ein doppeltes Angebot: Erstens die sogenannten „*Colloquia personarum*“. Dies ist ein 90-seitiges Begleitbändchen, das für jedes Kapitel ein Gespräch zwischen zwei oder mehr Personen enthält, in dem weder neue Vokabeln noch unbekannte grammatische Erscheinungen vorkommen und das zum Lesen mit verteilten Rollen sehr gut geeignet ist. Ebenso ist es eine gute Übung zum Hörverstehen, die von den Schülern gerne genutzt wird. Die Länge der „*Colloquia*“ schwankt zwischen einer und vier Seiten Text. Zweitens haben wir, ebenfalls als Begleitband, die „*Exercitia Latina*“. Hierbei handelt es sich um rein grammatische Übungen sehr unterschiedlichen Schwierigkeitsgrades, die aber stets auf den Lesetexten basieren. Dieses Übungsangebot ist so reichhaltig (zehn und mehr pro Kapitel), dass man gezielt auswählen und auch für Klassenarbeiten darauf zurückgreifen kann. Die Übungen ähneln teilweise den oben besprochenen „*Pensa*“ und bieten durch umfangreiche Randbemerkungen dem Schüler reichlich Gelegenheit auch zu selbständigem Arbeiten. Beide Begleitbände müssen nicht und sollten nicht in Schülerhand sein, sondern der Herstellung von Arbeitsblättern dienen.

Es gibt nun noch zwei weitere Materialien, von denen freilich das eine unnützlich, das andere zumindest in der Anfangsphase in Schülerhand geradezu schädlich ist. Unnützlich ist die „*Grammatica Latina*“, denn sie enthält auf gerade einmal 27 Seiten nichts weiter als die reine Formenlehre, die in den Hauptzügen ohnehin am Ende des Lehrbuchs in Tabellenform abgedruckt ist. Schädlich ist es nach meiner Erfahrung, wenn Schüler das Vokabular Lateinisch/Deutsch in die Finger bekommen, das zur oben beschriebenen Methode des Vokabellernens nun so gar nicht passen will. Der einzige Schüler in einer meiner Lerngruppen, der dieses Register benutzt und ständig neben sich liegen hat, hat die geringsten Vokabelkenntnisse in der Gruppe, da er nach guter alter Pennälermanier während des Unterrichts verzweifelt nach der Bedeutung zusammenhangloser Wörter sucht, anstatt zu verfolgen, was derjenige, der gerade übersetzt, herausfindet und wie. Er mutet damit seiner Merkfähigkeit gerade das zu, was ØRBERG ihm ersparen will. Allenfalls am Ende des Lehrbuchs, wenn die Zahl der Vokabeln hoch geworden ist, mag dieses Vokabular zum Nachschlagen geeignet sein.

Am Ende der 35 Kapitel des ersten Bandes hat sich der Schüler einen Wortschatz von etwa 1.800 Wörtern angeeignet und gleich diejenigen grammatischen Elemente, die zur Lektürefähigkeit gehören. Er hat in dieser Zeit einen rein lateinischen Text von über 300 Seiten erarbeitet und sollte nun reif sein für Band 2 mit dem Untertitel „*Roma aeterna*“. Dieser bietet einen Streifzug durch die römische Geschichte von AENEAS bis CICERO, basierend auf Originaltexten mit Betonung auf LIVIUS. Die Methode der oben beschriebenen Randbemerkungen, „*Pensa*“ und sonstigen Details setzt ØRBERG hier 400 Seiten lang erstaunlich konsequent fort. Die kritische Würdigung dieses zweiten Bandes ist mir an dieser Stelle zu wenig möglich, da ich ihn jetzt zwar selbst durchgearbeitet, aber noch keine Erfahrung damit in der Schulpraxis habe. Zu guter Letzt gibt es noch die Indices, die neben den üblichen einsprachigen Registern, Abkürzungserklärungen usw. so interessante Dinge enthalten wie die „*Fasti consulares*“ und die „*Fasti triumphales*“.

Ferner hat HANS ØRBERG inzwischen eine Ganzschrift herausgegeben, nämlich den „Amphitruo“ des Plautus, in der er nach lateinischen Erläuterungen über das römische Theater, den Dichter und das Stück den Text mit der Erschließungsmethode der Randbemerkungen präsentiert. Auch dies wäre sicher eine eingehendere Betrachtung wert, die ich hier noch nicht leisten kann.

Bei der Arbeit mit LL spürt man im Lauf der Zeit sehr deutlich, dass hier kein didaktischer Schnellschuss vorliegt, sondern eine über Jahrzehnte gereifte und immer wieder verfeinerte Methode.

Ich möchte zum Ende an einen didaktischen Kernpunkt erinnern, über den weithin Einigkeit besteht und der beispielsweise im hessischen Rahmenplan Latein so formuliert wird: „Die Funktion sprachlicher Phänomene wird aus dem Text bestimmt.“³ Ferner: „Es ist wissenschaftlich nachgewiesen, daß selbst Gefundenes und Erkanntes besser und länger behalten wird – auch weil solche ‚detektivische‘ Arbeit motivierender ist, als wenn man fertige Ergebnisse mitgeteilt bekommt. Je jünger die Lerner sind, um so motivierender ist die induktive Methode, die sie eigene Lern-Entdeckungen machen läßt.“⁴

Mit LL macht der Lateinunterricht sowohl den Schülern als auch dem Lehrer einfach mehr Freude. Ob ein solcher Unterricht unter dem Strich „besser“ ist oder nicht, möchte ich hier offen lassen, denn die Kriterien für guten Unterricht können ja sehr verschieden sein. Ich behaupte aber zweitens, dass der Lateinunterricht in der Lehrbuchphase mit diesem Lehrwerk entschieden lateinischer ist als mit jedem anderen.

Ich denke, wir müssen, wenn wir der schiefen Rede von der „toten Sprache“ begegnen wollen, über das Einfügen bunter Bildchen aus Pompeji und dergleichen in unseren Lateinbüchern hinauskommen. Auf die Dauer muss der Umgang mit der Sprache selbst lebendiger und das heißt nach meiner Überzeugung lateinischer werden; da helfen alle „Realien“ nichts.

Zum Schluss noch drei kurze Urteile über LL: „Es ist kaum begreiflich, dass dieses mit Sachverstand und Leidenschaft verfasste Unterrichtswerk in Deutschland noch nicht einmal

versuchshalber in Schulen eingeführt wurde.“⁵ „Dieses Werk verdient stärkere Beachtung“⁶. „Kurzum: Hier ist ein Lateinbuch, wie man es sich schon lange gewünscht hat.“⁷

Schüleräußerungen zu „*Lingua latina per se illustrata*“:

Thomas: „Die Vokabeln werden gelernt, indem man einfach liest. Die Vorteile, die man dadurch erlangt, sind enorm. Du hast die Vokabeln sofort intus. Ich als Legastheniker finde dieses Buch besonders wertvoll, denn besonders das Vokabellernen hat mir immer Probleme gemacht, was in diesem Buch überhaupt nicht mehr der Fall ist.“

Elisa: „Ich sehe nur einen Vorteil darin, mit diesem Buch zu lernen, denn es ist kein stupides Auswendiglernen wie bei herkömmlichen Schulbüchern. Während des Unterrichts muss man sich bei der mündlichen Übersetzung sehr konzentrieren. Denn wenn eine neue Vokabel im Text auftaucht, sollte man nicht verpassen, wie sie von jemand anderem übersetzt wird.“

Aaron: „Ich finde es gut, weil es einen anspricht, Latein gern zu machen. Wenn man nämlich in der Schule gut mitarbeitet, muss man wesentlich weniger zu Hause lernen.“

Niko: „Ohne die neuen Vokabeln zu wissen, fangen wir ein neues Kapitel an. Die Methode heißt: Lernen durch Entdecken – *qui quaerit, reperit*. Jede neue Vokabel kommt, nachdem man sie entdeckt hat, noch öfter vor. So prägt sie sich ein. Die Vorteile liegen auf der Hand: Lernen ohne Lernen, nur durch Herausfinden. Nachteil: man muss den ganzen Unterricht konzentriert sein, um alles mitzubekommen.“

- 1) Sen. ep.6,5: Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. Diesen Satz hat Ørberg als Motto für seine „exercitia Latina“ (s.u.) gewählt.
- 2) Zur Vereinfachung verzichte ich im Folgenden auf Seiten- und Zeilenangaben aus dem 11. capitulum. Die Stellen sind dort leicht auffindbar.
- 3) Hessisches Kultusministerium. Rahmenplan Latein. Sekundarstufe I. Wiesbaden 1997, S. 4.
- 4) Karl-Wilhelm Weeber: Mit dem Latein am Ende? Göttingen 1998, S. 43f.
- 5) Wilfried Stroh AU 5/94, S. 85.
- 6) Torsten Eggers AU 5/94, S. 37 (Anm.)
- 7) Gerhard Postweiler, AU 3/98, S. 78.

HARTMUT DIETRICH, Heppenheim

Eberhard Jung (Hrsg.), *Capitolinus und seine Freunde. Ein Beitrag des Saarpfalz-Gymnasiums Homburg zum Jubiläum „2000 Jahre Römerstadt Homburg“*, Bad Homburg 2000, DM 29,80 (ISBN 3-924653-28-3).

Es erweist sich immer wieder als eine besondere Herausforderung für den altsprachlichen Unterricht, den zeitlichen Abstand zwischen Antike und Moderne zu überwinden und die Welt der Römer und Griechen lebendig und anschaulich vor den Augen der Schüler erstehen zu lassen. Einen bemerkenswerten Versuch, diesem Ziel näherzukommen, kann man in der Publikation „Capitolinus und seine Freunde“ bestaunen, die EBERHARD JUNG, Lehrer am Saarpfalz-Gymnasium Bad Homburg/Saar, im Verein mit Fachwissenschaftlern, dem Römermuseum Schwarzenacker und über 100 Schülern herausgegeben hat. Aus Anlass der Feierlichkeiten „2000 Jahre Römerstadt Homburg“ wurde das über 300 Seiten starke Buch von der Arbeitsgemeinschaft Geschichte des Saarpfalz-Gymnasiums gestaltet, um Appetit zu machen „auf die Beschäftigung mit unserer Vergangenheit, insbesondere mit den Anfängen in der von Römern und Kelten geprägten Antike“ (14). Ein besonders glücklicher Umstand ist es in einem solchen Falle natürlich, wenn man wie im Fall des Homburger Stadtteils Schwarzenacker Spuren einer gallo-römischen Etappensiedlung in der eigenen Stadt finden kann. Dabei bekommt der Leser nicht nur interessante wissenschaftliche Einblicke in die Geschichte des 2000jährigen Bad Homburg und seine römischen Ursprünge, sondern erhält auch Informationen von grundsätzlichem Interesse (z. B. über römische Kleidung und Badewesen oder über den Arzt der Antike). Die Besonderheit dieses Buches besteht jedoch darin, dass die Bevölkerung des antiken Schwarzenacker aus der Zeit des 3. Jh. n. Chr. mit viel Phantasie der Schüler wieder zum Leben erweckt wurde: Im Mittelpunkt stehen die erfundenen Figuren Capitolinus, ein Wirt, und Sextus Aiadius Launus, seines Zeichens Augenarzt; um sie ranken sich von Schülern der unterschiedlichsten Klassenstufen entworfene Erzählungen, Briefe, Gedichte, Glossen, Witze und Rätsel. Um den

Abstand zur Antike zu verringern, stehen dabei menschliche Grunderfahrungen im Vordergrund, wie z. B. „die Auseinandersetzung mit Macht und Toleranz, Beruf und Geschäftssinn..., Geldgier und Neid, ... Liebe und Tod, Sexualität und Alltagsorgen, Religion und Götterglaube“ (16) und vieles mehr. Dabei erhält man auf launige Art und Weise zahlreiche Informationen über antikes Leben und Geschichte. So berichtet ein antiker Lateinlehrer über den Kelten Brennus und sein „*Vae victis*“, wird ein Tag im Leben einer Römerin beschrieben oder werden ausführliche Informationen über die Göttin Venus geboten. Zwangsläufig findet sich in den einzelnen Beiträgen auch jede Menge Latein, zumal der Herausgeber (kein Lateinlehrer!) dankenswerterweise zur Aufwertung der lateinischen Sprache beitragen will: Das Spektrum reicht von einzelnen Begriffen (z. B. *caupo*, *taberna*, *vicus*), über Zitate (*carpe diem*; *o tempora*, *o mores*) bis hin zu einem eigenen Kapitel „Fluch und Segen von Latein“. Ob hier allerdings aus der bloßen Aufzählung lateinischer Sprichwörter und Zitate Lehren für unsere Gegenwart abgeleitet werden können, bleibt doch fraglich. Worin besteht denn die praktische Orientierungshilfe für die Gegenwart, wenn ohne jede Erklärung „*mulier taceat in ecclesia!*“ aufgeführt wird? Ferner halten einige (mehr oder weniger) phantasievolle Erfindungen den historischen Fakten nicht stand: So wird z. B. ausgerechnet der Steinmetz Lucius Nichtsalsverdrus (die Entlehnungen aus dem Asterix sind häufig) als Erfinder der *foricae* (Reihentoiletten) präsentiert; ein ungeschickter Junge Marcus wird völlig unantik als „Chaotius“ bezeichnet; Reisen nach Griechenland unternimmt man, „*totus inclusivus* versteht sich, mit einem Schiff der TUIUS“. Will man die entsprechenden Texte im Unterricht einsetzen, ist dieses permanente Nebeneinander von Fiktion und Historizität nicht ganz unproblematisch: Gerade jüngere Schüler dürften bisweilen Schwierigkeiten haben, den historischen Kern von der Erfindung zu trennen. Gleichwohl ist der Gesamteindruck aufgrund der thematischen Vielfalt, des ausgesprochen lebendigen Umgangs mit der Antike und der zugrunde liegenden beeindruckenden Schüleraktivitäten

ausgesprochen positiv. Das Buch hält auch zahlreiche Appetitanreger für den Lateinunterricht bereit (hierfür ist das Kapitel „Die Römer und wir“ besonders anschaulich), die auch dann zur Nachahmung anregen sollten, wenn man die alten Römer nicht direkt vor der eigenen Haustür finden kann.

STEFAN KIPF

Iulius Caesar. Die Schlacht bei Alesia. Gütersloh: BMG Entertainment. Video, ca. 45 min. (Die großen Feldherren). Empf. Verkaufspreis 39,95 DM (zu beziehen auch über Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 25,00 DM. Bestellnr. V003330-0).

Die sachliche Richtigkeit oder vielmehr Nicht-Richtigkeit erregt bei so manchem Video Kopfschütteln. Diejenigen, die dies Video hergestellt haben – es stammt aus England und ist nur mit deutschem Sprechtext unterlegt worden –, haben sich immerhin sachkundigen Rats versichert: DAVID CHANDLER vom Britischen Museum, PETER CONNOLLY, der auch Deutschen von verschiedenen ordentlichen Veröffentlichungen aus dem Tessloff-Verlag bekannt ist, des Offiziers SIMON JAMES. Vor allem erstaunt dennoch, dass ausgerechnet CAESAR dem „niederem Adel“ entstammt sein soll. Der Konsul sei „einer der beiden mächtigsten Männer Roms“ gewesen, hätte vielleicht präziser und genauso kurz formuliert werden können, und worauf die Angabe beruht, eine Legion habe eine Stärke von 7000 Mann gehabt, weiß ich auch nicht. Aber

das sind letztlich im Vergleich Kleinigkeiten, die schnell im Unterricht behoben werden können.

Das viel größere, ja letztlich rechtfertigende Problem ist, Bild und Sprache miteinander in Beziehung zu setzen dort, wo es keine bildliche Überlieferung gibt. Diejenigen, die dies Video hergestellt haben, wählten drei Wege: erstens ließen sie die genannten Sachverständigen selbst sprechen, zweitens unterlegten sie dem Kommentar aus dem Off Abbildungen von Soldatenszenen auf verschiedenen Reliefs (anscheinend kaiserzeitlichen, daher ohne Erläuterung), und drittens, und hier konnten sie ihre eigentliche Stärke ausspielen: der Verlauf der Schlacht bei Alesia wird durch aufwendige Computeranimationen anschaulich. Im Verhältnis verwendeten die Hersteller hierauf nicht nur den meisten Aufwand, sondern auch relativ den größten Teil des Videos. Die Ereignisse während Caesars Statthalterschaft in Gallien nehmen nur recht knappen Raum ein. Dafür wird, dramaturgisch geschickt, in die Schlachtschilderung noch ein retardierendes Moment eingebaut.

Man wird dies Video also gern als Abschluss der Lektüre des *Bellum Gallicum* einsetzen. Den offenbar allen Videos dieser Reihe gemeinsamen Satz im Vorspann kann man ja auslassen: „Nationen sind untergegangen, weil sie Kämpfe nur an der Front geführt haben. Große Feldherren wussten hingegen stets alle Kräfte für sich zu mobilisieren.“

HANSJÖRG WÖLKE

Neuerscheinung 2000 im Verlag an der Kartause GbR

Clemens Wojaczek

Leichtere Wolken. Semicenturia haicum sive Libellus ferialis.

Der Band enthält 50 Haiku-Gedichte nach japanischem Vorbild, die in einem dänischen Sommer entstanden sind und ins Lateinische übersetzt wurden; daneben 12 Haiku-Gedichte auf den „Jahrtausendwechsel“ 1999/2000, ebenfalls ins Lateinische übersetzt, ein Nachwort des Verfassers und eine ausführliche Bibliographie zum lateinischen Haiku. Peter Wendlandt hat dem Band 20 Tuschzeichnungen beigegeben.

ISBN: 3-9807287-0-6; 104 Seiten, flexibler Einband, fadengeheftet. DM 23/öS 168/sFr 22,50

Bestellungen bitte an: Rudolf Spann Verlag und Versand, Panoramastraße 23,

D-82211 Herrsching. Tel.: 08152/8376, Fax 08152/40485, e-mail: verlag@antike-latein-spann.de

Verlag an der Kartause Buxheim GbR von Peter Wendlandt, Clemens Wojaczek und Guido Wojaczek.

Anschrift: Nordweg 2, D-87740 Buxheim, Fax: 08331/73095

Altsprachliche Assoziationen beim Lesen von Reich-Ranickis „Mein Leben“

S. 98 f.: „Meine Schwester, die Anfang der dreißiger Jahre ihr Studium in Warschau abgebrochen hatte und nach Berlin gekommen war, lernte GERHARD BÖHM kennen, einen deutschen Juden, dessen ich – er ist längst tot – dankbar gedenke. Denn er, der bald mein Schwager wurde, gehörte zu den wenigen Menschen, die sich in meiner Jugend um meine Bildung, zumal die literarische, gekümmert haben.“ [...] Dieser GERHARD BÖHM „war ein liebenswerter Mensch, intelligent und redegewandt. Was er mir in langen Gesprächen erzählte, zeigte mir, daß das Unterhaltsame belehrend sein kann | und daß das Belehrende nicht aufdringlich sein muß.¹ In der Literatur, vor allem in der neueren deutschen Literatur, kannte er sich glänzend aus, und überdies war er [...] ein guter Stilist.“

[...] Er „war auch der einzige Mensch in meiner Umgebung, den mein ständiges Bücherlesen nicht nur interessierte und freute, sondern auch beunruhigte. Er befürchtete, daß ich, der ich damals fünfzehn, sechzehn Jahre alt war, von der Literatur bezaubert, das Leben vernachlässigen könne.² Mehr als einmal berief er sich auf den Spruch „*Primum vivere, deinde philosophari*“ („Zuerst leben, dann erst philosophieren“).³

S. 106 f. : „Was habe ich vom Theater, das in diesen Berliner Jahren einen beachtlichen Teil meines Lebens ausmachte, denn erwartet? BERTOLT BRECHT, der nicht müde wurde zu wiederholen, er wolle mit Hilfe des Theaters die Menschen aufklären und erziehen, wußte schon, warum er andererseits mit provozierendem Nachdruck darauf hinwies, was letztlich das wichtigste Geschäft des Theaters sei – nämlich „die Leute zu unterhalten“. Habe auch ich mir vom Theater vor allem Unterhaltung und Ablenkung in düsterer Zeit erhofft? Und nicht mehr? Vielleicht doch. Sollte ich etwa Schutz gesucht haben?“

- 1) Vgl. HOR. ars 333f.: *Aut prodesse volunt aut delectare poetae, | aut simul et iucunda et idonea dicere vitae.*
- 2) Vgl. Prediger (Salomo) 12,12 (Luther-Übers. 1984): Und über dem allen, mein Sohn, laß dich warnen; denn des vielen Büchermachens ist kein Ende, und

viel Studieren macht den Leib müde. – In der lat. Vulgata (Ecclesiastes 12,12): *His amplius, fili mi, ne requiras. Faciendi plures libros nullus est finis; frequensque meditatio carnis afflictio est.*

- 3) Vgl. R. TOSI: Dizionario delle sentenze latine e greche, Nr. 350: „*Si tratta di un adagio ora famoso (e spesso attribuito a Hobbes), che invita a condurre una vita attiva e che pospone a questa ogni attività speculativa.*“ – Vgl. H. KUDLA: Lexikon d. lat. Zitate (1999), Nr. 1521. – BERT BRECHT, Dreigroschenoper, II: „Erst kommt das Fressen, Dann kommt die Moral!“

ANDREAS FRITSCH

Zum Karls-Jahr:

Der Kräutergarten Karls des Großen

Gleich hinter dem gotischen Rathaus zu Aachen gedeiht der 1965 angelegte Kräutergarten KARLS DES GROßEN. Er hat die folgende Geschichte:

Irgendwann im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts entlässt König KARL Boten in sein Frankenreich, die eine Abschrift des *capitulare de villis vel curtis imperii* <Caroli Magni> in ihrem Gepäck haben.

Dieser Erlass, der von Karls Ordnungswillen zeugt, ist in einer einzigen Handschrift überliefert. Sie liegt in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Das abgekürzt *capitularis de villis* genannte Schreiben – gemeinhin als die Landgüterordnung KARLS DES GROßEN bekannt – ist in einem rohen Latein geschrieben, das die Verwalter der Königlichen Krongüter wohl kaum lesen und verstehen konnten. Diese Aufgabe Übernahm vermutlich der Pfarrer. Das *capitulare de villis* regelt die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Abgaben der Hauptgüter, der *villae* und deren Nebengüter, der *curti*. Der Zweck dieser Maßnahme war, nach dem Eigenbedarf und einem bescheidenen Markt die ökonomischen Grundlagen des reisenden Königshofes und Heeres zu sichern. *Capitulare* heißt es, weil es in Kapitel – 70 an der Zahl – eingeteilt ist. Einer der Anlässe könnte die große Hungersnot im Jahre 792/93 gewesen sein.

Das letzte Kapitel enthält den berühmten Kräutergarten, der den Kranken, der Kirche und der Küche helfen sollte. Dort werden 73 Heil-,

Gewürz-, Küchen- und Zierpflanzen aufgezählt, die alle Krongüter haben sollten. Etwa 50 von ihnen wachsen im Aachener Kräutergarten.

Der Kräutergarten des *capitulare de villis* sollte wahrscheinlich die Lebensqualität verbessern. Dies leuchtet um so mehr ein, wenn man bedenkt, dass nach dem Abzug der Römer im 5. Jahrhundert die gesamte medizinische Versorgung zusammengebrochen war. Anregung und Vorbild werden die Kräutergarten der Klöster, die freilich nur für den Eigenbedarf produzierten, gewesen sein. Das Saat- und Pflanzgut stammte mit Sicherheit dorthier.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle alle Pflanzen anzuführen. Eine kleine Auswahl derjenigen Kräuter, die im *capitulare* aufgezählt werden und im Kräutergarten zu Aachen wachsen, soll einen Eindruck vermitteln. Dabei muss man bedenken, dass nicht alle Pflanzen in ihrer spezifischen Art identifiziert werden können.

Es wird zunächst die Bezeichnung im *capitulare de villis*, dann der botanische, danach der deutsche Name und endlich der Verwendungszweck genannt:

salvia - salvia officinalis - Salbei: bei Entzündungen des Zahnfleisches, des Mundes und des Rachens und bei Magen- und Darmkatarrh

feniculum - foeniculum vulgare - Fenchel: bei Spasmen, Magen- und Darmerkrankungen, bei Husten und als Beruhigungsmittel

levisticum - levisticum officinale - Liebstöckel: als Diuretikum

ros marinum - rosmarinus officinalis - Rosmarin: bei Magen- und Darmstörungen, Herz- und Kreislaufbeschwerden, bei Rheuma und Gicht

alium - allium sativum - Knoblauch: bei Bluthochdruck, arteriosklerotischen Prozessen.

careium - carum carvi - röm. Kümmel: bei Appetitlosigkeit, nervösen Magen- und Darmbeschwerden

mismalvia od. althaea - althaea officinalis - Eibisch: bei Rachenkatarrh, Entzündungen im Magen-Darmbereich und vielem anderem mehr

sinape - sinapia nigra - Senf: bei akuter Bronchitis und bei grippalen Infekten

carvita - daucus carota - Möhre: zur Schönheit der Haut, der Bräunung und bei nächtlicher Sehstörung.

Fast alle diese Kräuter dienten zugleich auch der Küche bei Fisch und Fleisch. Für liturgische Zwecke wurden die weiße Lilie, die Schwertlilie und die Rose angebaut. Dazu kommen Gemüsesorten wie *lactuca* – der Kopfsalat, *intuba* – die Endivie, *caulus* – eine Kohlart, *radix* – der Rettich und Heil- und Kräuterpflanzen mit schon vergessenen und fast geheimnisvollen Namen wie: *Iovis barba* (die Hauswurz), *pepo* (die Melone), *squilla* (die Meereszwiebel), *sisimbrium* (die Brunnenkresse) und *coloquentia* (die Koloquinte).

Eine andere schöne Anlage eines Kräutergartens nach dem *capitulare de villis* KARLS DES GROßEN fand ich unlängst im mittelalterlichen Garten des Chateaux Karambahr bei Landaul in der Bretagne.

Es lässt sich noch mancherlei über Karls Kräutergarten sagen. Eines steht fest: Er ist allemal eines Besuches wert.

GERHARD SCHMITT, Viersen

14., überarbeitete und erweiterte Auflage

MUTTER LATEIN UND IHRE TÖCHTER

Europas Sprachen und ihre Herkunft

Lust auf Latein und die Beschäftigung mit den modernen europäischen Sprachen weckt dieses lebendig geschriebene Buch des Philologen Dr. Carl Vossen.

288 S., 20 Abb. DM 38,00
15 Tage Rückgaberecht.
Nachlässe bei Mengenbestellungen:
Ab 10 Expl. 10%, 20 Expl. 15%, 30 Expl. 20%

**Gebührenfrei bestellen
rund um die Uhr:**

☎ 0800-88 666 77
STERN-VERLAG JANSSEN & CO
Friedrichstr. 24-26 40001 Düsseldorf
☎ (0211) 3881-0 Fax (0211) 3881-200



Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Ursula B a a d e r - S c h n a p p e r , StDin, Romain-Rolland-Gymnasium, Place Molière 4, 13469 Berlin
Reinhold B e e r , StD i. R., Mariahilfbergweg 68, 92224 Amberg
Dr. Karl-Ludwig E l v e r s , Ruhr-Universität Bochum, Gebäude GA, 44780 Bochum
Andreas E p p i n g , StR i. K., Am Dorsterhof 4, 47447 Moers
Christine F r e i t a g , Matthias-Claudius-Str. 107, 25813 Husum
Prof. Dr. Manfred F u h r m a n n , Auf dem Stein 40, 88662 Überlingen (Bodensee)
Dr. Gottfried K i e f n e r , Hauffstr. 7, 72074 Tübingen
Solveig K n o b e l s d o r f , StRin, Wald-Oberschule, Waldschulallee 95, 14055 Berlin
Dr. Michael L o b e , StR, von-Raumer-Str. 17c, 91550 Dinkelsbühl
Dr. Helmut M e i ß n e r , Stellv. Bundesvors. des DAV, Hubstraße 16, 69190 Walldorf
Jens N i t s c h k e , AdL, O.-Nuschke-Str. 15, 03205 Calau
Prof. Michael R u t z , Chefredakteur Rheinischer Merkur, Bonn
Winfried S c h i n d l e r , Einhornstr. 25, 73529 Schwäbisch Gmünd
Dr. Ute Ursula S c h m i d t - B e r g e r , Wachbühlhof, 88410 Bad Wurzach
Gerhard S c h m i t t , Grüner Weg 38, 41749 Viersen
Helga S c h m i d t , StDin a. D., Herzog-Heinrich-Weg 30, 85604 Zorneding (Bayern)
Wolfgang S c h o e d e l , Von-Schrenck-Str. 16, 26133 Oldenburg
Dr. Brigitte W e b e r , Goethe-Gymnasium, Gasteiner Str. 23, 10717 Berlin
Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin
Prof. Dr. Walter W i m m e l , Renthofstr. 39, 35037 Marburg

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von DM 20,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.my-files.de* unter der Adresse *ruedigerhobohm*. Beachten Sie auch die Hinweise auf der Homepage des Verbandes: <http://www.forum-classicum.de>. Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60, e-mail: *ruediger.hobohm@altmuehlnet.de*

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte **nicht** an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften auf S. 131 (Heft 2) abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

NEUERSCHEINUNGEN

Textausgaben

Ausonius:
Mosella
 Lat/Dt. Mit Texten von
 Symmachus und Venantius
 Fortunatus
 Hrsg., Übers. u. Komm.:
 O. Schönberger
 111 S. 6 Abb.
 UB 18027 DM 5,-

Livius:
Ab urbe condita /
Römische Geschichte
 Liber XXII / 22. Buch (Der
 Zweite Punische Krieg II)
 Lat/Dt.
 Übers. u. Hrsg.:
 U. Blank-Sangmeister
 256 S. UB 18012 DM 11,-

Ovid:
Heroides / Briefe der
Heroinnen
 Lat/Dt. Übers. u. Hrsg.:
 D. Hoffmann,
 Ch. Schliebitz u. H. Stocker
 430 S. UB 1359 DM 20,-

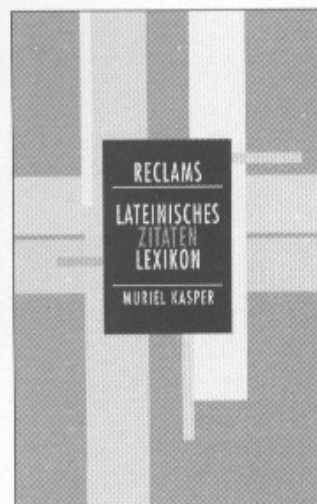
Seneca:
Epistulae morales ad
Lucilium / Briefe an
Lucilius über Ethik
 Liber XX / 20. Buch.
 118.-124. Brief
 Lat/Dt. Übers. u. Hrsg.:
 F. Loretto
 135 S. UB 9375 DM 5,-

Sekundärliteratur

Gustav Adolf Seeck:
Die griechische Tragödie
 272 S. 10 Abb.
 UB 17621 DM 12,-

Reclams Lateinisches
Zitatenlexikon
 Von Muriel Kasper
 430 S. 3., durchges. u. verb.
 Aufl. Gebunden DM 29,80
 Jetzt in 3. Auflage, leicht
 erweitert und inhaltlich
 gründlich revidiert: mit
 perfektioniertem Verweis-
 system, verbesserten Stellen-
 gaben und noch benutzer-
 freundlicher gestaltetem

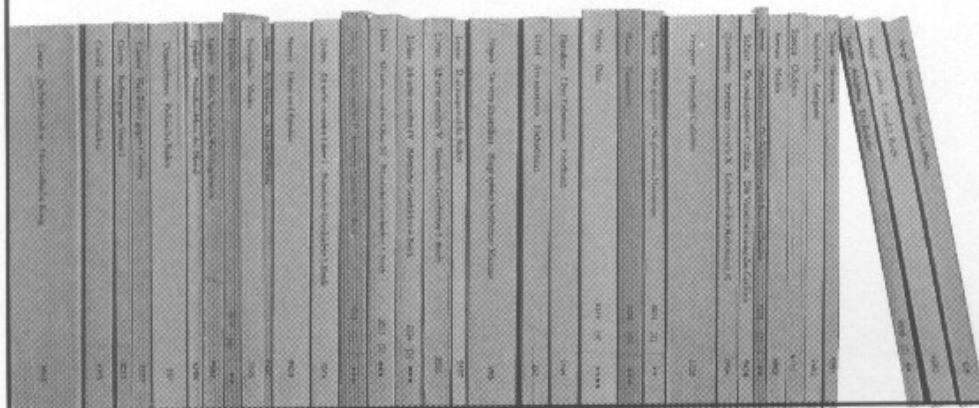
Personenregister.
 »Es macht einfach Spaß, in
 diesem zweisprachigen
 Bändchen zu schmökern.
 Die Lust auf Latein wächst.
 (Badische Neueste Nachrichten)
 »Ein ebenso handlicher wie
 sauber gearbeiteter Band,
 der nicht nur die Freunde
 der Antike erfreuen wird.«
 (Main Echo)



Fordern Sie unser aktuelles Gesamtverzeichnis an
 Philipp Reclam jun., 71252 Ditzingen
 Tel.: 07156 / 163 0 Fax: 07156 / 163 197
 E-mail: werbung@reclam.de www.reclam.de

Reclam

Von besonderem Format



B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

218 - BY- 1-11303

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Jetzt mit Arbeitsheft:



Arbeitsheft

64+20 Seiten, DM 19,80

Bestellnummern:

C.C. Buchner 5587
Oldenbourg 84063

Schülerband

160 Seiten, DM 34,80

Bestellnummern:

C.C. Buchner 5585
Oldenbourg 84062

Vokabelheft

96 Seiten, DM 18,80

Bestellnummern:

C.C. Buchner 5586
Oldenbourg 84066

Lehrerheft

64 Seiten, DM 16,00

Bestellnummern:

C.C. Buchner 5588
Oldenbourg 84065

Ansichtsexemplare zum Prüfpreis erhalten Sie bei:

C.C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Oldenbourg Schulbuchverlag
Postfach 801360
81613 München